

## 2. Expertenhearing

### 2.1 Vorbemerkung (Tagungsleitung)

Nach diesem sehr breiten und fundierten Einstieg in das Tagungsthema in Form der Einführungsreferate folgt ein Expertenhearing. Hier werden Einzelfragen, Aspekte und Probleme frühkindlicher Erziehung und Sozialisation in den Familien und in familienergänzenden Betreuungsformen wissenschaftlich interdisziplinär aufbereitet und diskutiert.

Dieses Hearing gliedert sich in drei inhaltliche Schwerpunkte. Zu jedem Komplex wurden zwei Experten eingeladen. Dabei geht es nicht in erster Linie um die Darstellung von Pro und Contra zu einem Themenkomplex als vielmehr um die Berücksichtigung vielfältiger Aspekte aus verschiedenen wissenschaftlichen Bereichen, die miteinander verknüpft werden sollen. Die Auswahl der Referenten erfolgte unter Berücksichtigung verschiedener Fachrichtungen, unterschiedlicher Arbeitsschwerpunkte Grundeinstellungen und Erfahrungen, um eine breite – möglichst vielen Einzelfragen und Erkenntnissen gerecht werdende – Diskussion zu ermöglichen und eine unzulässige Einengung im Hinblick auf möglicherweise wünschenswerte Ergebnisse zu vermeiden.

So wurden z.B. Herr Prof. Dr. Nitsch und Herr Dr. Richard als Vertreter von Pädiatrie und Kinderpsychiatrie eingeladen, um die aus diesem Bereich gewonnenen Erkenntnisse, aus denen Skepsis bezüglich frühkindlicher familienergänzender Erziehung resultiert, in Überlegungen der Tagungsteilnehmer mit einbeziehen zu können.

Nach folgenden inhaltlichen Schwerpunkten gliedert sich das Expertenhearing:

Was brauchen die Kinder unter drei Jahren –  
Schonraum oder Erfahrungsraum?

Experten: Frau Prof. Dr. R. Süßmuth  
(sozialwissenschaftliche Aspekte)

Herrn Prof. Dr. K. Nitsch  
(Erkenntnisse der Pädiatrie)

Die Mutter–Kind–Beziehung im Hinblick auf Selbständigkeit  
bzw. Abhängigkeit

Experten: Herr Dr. Richard  
(Erfahrungen aus der Kinderpsychiatrie)

Frau A. Wagnerova  
(frauenspezifische Aspekte, Fragen  
mütterlicher Erwerbstätigkeit)

Kleinkinderziehung als Privatsache oder öffentliches Anliegen?

Experten: Herrn Dr. G. Rocholl/Prof. Dr. R. Koch  
(soziologische Aspekte)

Frau B. Irskens  
(gesellschaftsspezifische Schwerpunkte,  
Erfahrungen aus Fortbildungsarbeit).

## 2.2 Was Kinder brauchen – Bedürfnisse und Fähigkeiten von Kleinstkindern

Prof. Dr. Rita Süßmuth

Universität Dortmund  
Institut für Sozialpädagogik

### Teil I

Die Betreuung und Förderung der Kleinstkinder in familienergänzenden Einrichtungen wie Krippe und Familientagespflege finden zunehmend stärkere Beachtung in Wissenschaft und Öffentlichkeit.

Das wachsende Interesse an Fragen frühkindlicher Entwicklung und Förderung hat unterschiedliche Gründe. Diese beruhen nicht allein auf einem durch Forschung veränderten Wissen über Bedürfnisse und Fähigkeiten von Säuglingen und Kleinkindern, sondern resultieren zu einem nicht zu unterschätzenden Anteil aus den veränderten Lebensverhältnissen der Familien: einer gewandelten und sich wandelnden Rolle der Frau sowie veränderten Anforderungen an die kindliche Entwicklungsförderung.

Dabei ist nicht zu übersehen, daß neben der steigenden Erwerbstätigkeit von Müttern mit Kleinkindern auch der Geburtenrückgang in der Bundesrepublik die Auseinandersetzung mit den Lebens- und Sozialisationsbedingungen von Familien mit Kleinkindern verstärkt hat.

Im Zeitraum 1965–1975 ist der Anteil der 0–3jährigen von 3 Millionen auf 1,8 Millionen zurückgegangen; 1979 betrug er nur noch 1,5 Millionen, davon entfallen 196 000 auf ausländische Kinder.

Ein Drittel dieser Kinder hat eine erwerbstätige Mutter: 20% dieser Mütter arbeiten wöchentlich 19–20 Stunden, 60% gehen einer Vollzeitbeschäftigung nach.

Bei Alleinerziehenden sind 52% der Mütter mit Kindern unter 3 Jahren erwerbstätig und davon sind wiederum 72% vollzeitbeschäftigt.

Die Entwicklungsbedingungen und Entwicklungschancen von Kindern können nicht losgelöst von der Lebenslage der Eltern oder eines Elternteils diskutiert und beurteilt werden, wie die wenigen Daten oben zeigen.

Viele Verhaltensauffälligkeiten und Störungen bei Kindern resultieren aus persönlichen Schwierigkeiten der Mütter. Eine positive Einstellung zum Kind kann sich nur in dem Maße entwickeln, wie die Eltern, insbesondere die Mutter mit ihrer eigenen Lebenssituation zufrieden ist.

Ein zentrales Problem für eine wachsende Zahl junger Mütter ist der Wechsel von der außerhäuslichen Berufstätigkeit zur Familientätigkeit. Je stärker der Bruch zwischen Familientätigkeit und vorausgehender Berufstätigkeit erfahren wird, desto größer ist die Gefahr ambivalenter Einstellung zu den Bedürfnissen des Kindes und wechselnder Reaktion auf das Kind. Gefühle der Überforderung machen sich in vielen Fällen breit und starke Beanspruchung von Seiten des Kindes, zu geringe Unterstützung von Seiten des Mannes, stark verringerte Außenkontakte, mangelnde Vertrautheit mit den Aufgaben des Haushaltes und der Kindererziehung.

Die Lösung der anstehenden Probleme kann nicht darin gesehen werden, daß ein Modell für alle zur Norm gemacht wird, sei es der verlängerte Elternurlaub oder ein bedarfsdeckendes Angebot an familienergänzender Betreuung.

Wahlfreiheit der Eltern setzt Alternativen voraus, die auf die unterschiedliche Lebenssituation Bezug nimmt: auf die wirtschaftlich erzwungene, aber nicht gewünschte Erwerbstätigkeit von Müttern mit kleinen Kindern; an die besondere Situation der Alleinerziehenden; an Väter und

Mütter mit Berufen, die eine Unterbrechung der Erwerbstätigkeit in der Regel nicht zulassen. Wenn davon ausgegangen wird, daß bei der Lösung der Probleme die Situation des Kindes nicht von der der Eltern zu trennen ist, so sind sowohl für die Kinder als auch für die Eltern befriedigende Rahmenbedingungen zu schaffen.

Eine der wesentlichsten Voraussetzungen neben Einkommen und Wohnung ist die zur Verfügung stehende Zeit. Eltern brauchen Zeit für aktive Zuwendung zum Kind, um sich selbst und ihr Kind im Umgang miteinander kennenzulernen. Bindungen können nur in dem Maße aufgebaut werden, wie die Eltern Zeit und Gelegenheit haben, ihr Kind über regelmäßige intensive Kontakte kennenzulernen. Um dieses zu gewährleisten, sind gerade in den ersten Lebenswochen und Monaten verschiedenartigste Kontakte mit dem Kind erforderlich. Eltern und Kinder lernen einander im täglichen Umgang kennen, beide lernen, Erwartungen und Reaktionen zu antizipieren, Vertrautes und Fremdes zu unterscheiden.

Der Mutterschaftsurlaub in seiner gegenwärtig geltenden Regelung hat diese Möglichkeit für die Gruppe der erwerbstätigen Mütter entscheidend verbessert. Dabei dürfte jedoch nicht übersehen werden, daß der Zeitpunkt der Rückkehr in den Beruf aus der Sicht des Kindes problematisch werden kann, wenn der Wechsel der Betreuungsumwelt und die Umstellung auf andere Betreuungspersonen nicht behutsam vorbereitet werden. Faktisch vollzieht sich der Betreuungswechsel für das Kleinkind in einer hoch sensiblen Entwicklungsphase, in der der erste entscheidende Bindungsprozeß an die primären Bezugspersonen erfolgt. Insofern stellt die jetzige Regelung des Mutterschaftsurlaubs einen Zwischenschritt, aber keine befriedigende Endlösung dar. Die Konfliktsituation junger Eltern könnte entscheidend dadurch gemildert werden, daß familiäre Belange in der Arbeitswelt stärkere Berücksichtigung fänden, z.B. durch flexiblere Arbeitszeiten, Koordination von Arbeitszeiten der Eltern und Betreuungszeiten der Kinder, vermehrtes Angebot an Teilzeitarbeitsplätzen und Erprobung von Job-sharing.

### Teil II

#### Aussagen über entwicklungsfördernde und entwicklungshemmende Bedingungen

Aufgrund der vorliegenden Untersuchungsergebnisse sind Aussagen über entwicklungsfördernde und entwicklungshemmende Bedingungen für Teilbereiche möglich, aber es darf und kann nicht außer acht gelassen werden, daß Kleinkindforschung, insbesondere Forschung im Bereich der familienergänzenden Tagespflege ein sehr junges Forschungsfeld darstellt, bei dem die unbearbeiteten Felder überwiegen.

Der Rückgriff auf ausländische Forschungsergebnisse ist daher zwingend notwendig, birgt jedoch die Gefahr in sich, daß Daten ohne hinreichende Berücksichtigung der je spezifischen Bedingungen des jeweiligen sozialen Systems übernommen werden. Das gilt insbesondere für die Forschungsergebnisse aus den USA, deren sozioökonomische Verhältnisse mit denen der Bundesrepublik nicht vergleichbar sind. Die Kenntnis der Situation des soziokulturellen Hintergrundes ist notwendig, um kulturspezifische Erkenntnisse nicht unkritisch von einem Land auf ein anderes zu übertragen.

Für die Bundesrepublik fehlen Daten im quantitativen wie im qualitativen Bereich. Es fehlen Untersuchungen zu Betreuungspräferenzen der Eltern, zum Bedarf sowie zur Qualität familienergänzender Betreuung, so daß immer wieder auf französische, österreichische, amerikanische Studien und Untersuchungen aus der DDR zurückgegriffen werden muß. In der Bundesrepublik sind bislang nur wenige Einzelstudien vorhanden.<sup>1)</sup>

Eltern mit Kleinkindern sollten ebenso wie professionelle Erzieher bei Entscheidungen über Betreuungsarrangements wissen, welche Rahmenbedingungen für eine ungestörte Entwicklung des Kleinkindes unabdingbar sind.

Das Kind ist von den ersten Lebensstunden an ein aktiv lernendes und ein soziales Wesen, das sich nur entwickeln kann, wenn es Personen findet, die es annehmen, seine Bedürfnisse wahr-

nehmen, ihm Zuneigung entgegenbringen und Schutz gewähren. Lernen des Kindes erfolgt in dieser frühen Phase auf der Grundlage der Nachahmung; das Wechselspiel zwischen den Interaktionspartnern setzt erst die Lernprozesse in Gang. Es ist ein sozial vermitteltes Lernen. Einstellungen und Verhaltensweisen der Betreuungspersonen entscheiden über die Lernmöglichkeiten des Kindes. Anregende Umwelten, optische und akustische Stimuli, erreichen das Kind nur über die Vermittlung durch Personen.

Die grundlegende Bedeutung der Entwicklung in den ersten Lebensjahren ist zwischen den Vertretern unterschiedlicher theoretischer Positionen in der Forschung nicht strittig. Skepsis ist jedoch geboten gegenüber Theorien verfrühenden Lernens wie auch gegenüber der Auffassung, daß frühkindliche Lernprozesse irreversible (unumkehrbar) sind. Bei aller Bedeutung, die den ersten Lebensjahren der Entwicklung zukommt, kann der Stellenwert späterer Entwicklungsphasen, insbesondere die der Pubertät und Adoleszenz nicht außer acht gelassen werden.

Die bisherigen Befunde der Kleinkindforschung lassen folgende Aussagen über wichtige Rahmenbedingungen frühkindlicher Entwicklung zu:

- a) Der frühesten Zeit der kindlichen Entwicklung kommt besondere Bedeutung zu. Daher soll bereits die Ausgangsbedingung für die neugeborenen Kinder und ihre Eltern so günstig wie möglich sein. Dies gilt für alle Bereiche, die die Geburt und früheste Entwicklung beeinflussen. Der Gesundheitszustand und die psychologischen Merkmale des Neugeborenen hängen einerseits vom Schwangerschaftsverlauf und den psychologischen, sozialen und ökonomischen Belastungen der Mutter in diesem Zeitraum ab, sind aber andererseits auch mitbestimmend für das Verhalten der Eltern zu ihrem Kind und damit für sein weiteres Entwicklungsschicksal.
- b) Kleine Kinder benötigen eine sehr individuelle Betreuung, am besten mindestens eine feste Bezugsperson. Im allgemeinen wird dies die Mutter sein, gestützt und ergänzt durch den Vater. Aber auch die positive Wirkung der Betreuung des Kindes außerhalb des Elternhauses hängt davon ab, ob das Kind sichere, vertrauenswürdige Partner findet. Da gerade in den ersten Lebensjahren das sehr individuelle Eingehen auf das Kind und seine Interaktionsbedürfnisse für die weitere soziale, emotionale und kognitive Entwicklung von großer Bedeutung sind, benötigt das Kind Erwachsene, die es intensiv kennenlernen kann und die dem Kind die notwendigen Anregungen zur Entwicklung und Erprobung seiner Fähigkeiten bietet. Es sollte selbstverständlich sein, daß diese Betreuungsperson nicht nur die körperlichen Bedürfnisse der Kinder befriedigt, sondern Zeit hat, mit ihnen zu spielen und ihnen zweckfrei nahe zu sein.
- c) Auch kleine Kinder benötigen eine soziale Umwelt von mehr als einer Person. Um nämlich die Verschiedenheit im Verhalten der anderen entdecken zu können und auch, um nicht allein einer einzigen Person mit ihren Verhaltensbesonderheiten und Stimmungen ausgeliefert zu sein, sollte das Kind mehrere vertraute Personen in seiner Umwelt haben. Gerade wenn das Kind sich seines wichtigsten bzw. seiner wichtigsten Beziehungspartner sicher ist, wird es sich mit zunehmendem Alter und zunehmender Fähigkeit zu motorischer Fortbewegung auch selbst aktiv und auswählend anderen Menschen zuwenden. Dabei ist es günstig, wenn diese Personen durchaus unterschiedliche Rollen einnehmen und Gelegenheit zu unterschiedlichen Aktionsweisen bieten. Zur erweiterten sozialen Umwelt sollten auch bei kleinen Kindern bereits spätestens gegen Ende des ersten Lebensjahres gleichaltrige Spielgefährten und ältere Kinder gehören, denn auch Kleinkinder brauchen altersgestufte Vorbilder und Interaktionspartner.
- d) Anregungsgehalt und Vielfalt der sozialen Umwelt des Kindes dürfen Kontinuität und Geordnetheit nicht zerstören. Sie sind Voraussetzung dafür, daß ein Kind mit seiner sozialen Umgebung vertraut werden kann. Sie ermöglichen ihm, Verhalten der anderen vorherzusagen, im eigenen Verhalten auf fremde Erwartungen einzugehen oder sich ihnen zu entziehen und auf diese Weise an den wechselseitigen Verhaltensbeeinflussungen teilzunehmen.

- e) Auch die materielle Umwelt bedarf der Ordnung. Die Räume, in denen es sich aufhält und die Gegenstände in ihnen sollte es zunehmend selbst aktiv erkunden können. Geordnetheit impliziert eine gewisse Sicherheit, Vorhersehbarkeit und damit die Möglichkeit der Kontrolle und Beherrschung. Sie ersetzt dem Kleinkind seine noch mangelnden logischen Denkmöglichkeiten und bereitet diese zugleich vor. Das Kind ist interessiert an den Dingen, die ihm noch nicht ganz vertraut sind, also einen bestimmten Grad von Attraktivität durch Fremdheit haben, während gänzlich Neues eher noch verunsichert. Von daher ist verständlich, in welchem Maße Geordnetheit der Umwelt die Orientierung des Kindes erleichtert.
- f) Ebenso benötigt das Kind eine Ordnung im zeitlichen Tagesablauf, wobei dieser weniger nach der Uhr als nach markierenden Ereignissen strukturiert sein sollte, an denen das Kleinkind, das noch keine Vorstellung von Zeit und Tempo hat, sich orientieren kann. Das betrifft dann nicht nur die Mahlzeiten, sondern auch die An- und Abwesenheit der Eltern. So sind beispielsweise wechselnde Abholzeiten für das Kind höchst desorientierend.
- g) Mit Beginn seiner Fähigkeit zur symbolisierenden Darstellung und zum Sprechen steigt der Bedarf des Kindes an Anregung und es verlangt nach einem weiteren Aktionsfeld. Die Sicherung der entsprechenden Anregungsbedingungen ist mit entscheidend für die Vermeidung sozialer Benachteiligung durch milieubedingte Unterschiede. Möglichkeit zu nachbarlichen Besuchen, Teilnahme an Spielgruppen, Ausflüge in die Umgebung einschließlich der aktiven Eroberung eines Stückchens Umwelt ohne ständige Aufsicht und Protektion sind sehr wichtig.
- h) Angesichts der großen Abhängigkeit des kleinen Kindes von den Erwachsenen ist zu beachten, daß Eltern und andere Betreuungspersonen dem Kind ermöglichen, seinem Erkundungs- und Erprobungsdrang nachzugehen und in dem Kind einen zu respektierenden Kommunikationspartner zu erkennen, auf dessen altersabhängige und individuelle Bedürfnisse sie eingehen können.
- i) Die Eltern müssen auch den Blick dafür gewinnen, daß ihr Verhalten das Kind beeinflußt. So werden sie die Sicherheit gewinnen, beim Kind erzieherisch etwas bewirken zu können. Das gibt ihnen erzieherische Kompetenz im doppelten Sinn, nämlich als Verantwortung für die Erziehung des Kindes wie auch als Fähigkeit zum Erziehen. Hierzu bedarf es vielleicht eines Beispiels, daß Eltern auf sehr zappelige Säuglinge entsprechend auch nervöser und unruhiger reagieren und durch dieses Verhalten der Eltern gleichzeitig auch entsprechende Reaktionen beim Kind ausgelöst werden.
- j) Jede Isolierung, erst recht jede Gettoisierung von Kindern bestimmten Alters und bestimmter Herkunft sollte vermieden werden und wo sie existiert, durchbrochen werden, damit das Kind nach und nach die Vielfalt sozialer Verhaltensweisen und Probleme in Erfahrung bringen kann, die ein kompetentes Mitglied unserer Gesellschaft kennen und bewältigen muß. Auch seine Eltern wird es nur als vollständige Identifikationsmodelle erleben, wenn sie nicht in soziale Außenseitrollen abgedrängt werden.

#### Folgerungen für institutionelle Betreuung, Fremdbetreuung

Es liegt zunächst einmal nahe, daß nach den genannten Anforderungen der Familientagespflege aufgrund ihrer größeren Gemeinsamkeiten zum Familienleben der Vorrang gegeben wird. Für die Familientagespflege sprechen der informelle Charakter der Familie, die gemischte Altersgruppe, die überschaubare Zahl der Kleingruppe, die Umwelt mit ihren natürlichen

Bezügen zum Alltag der Familie.

Doch auch in der Krippe sind Bedingungen geschaffen worden, z.T. jedoch erst noch zu schaffen, die den Entwicklungsbedürfnissen des Kleinkindes gerecht werden.

In der Literatur und aktuellen Befragungen werden zwei Faktoren als vorrangig genannt: kleine Gruppen mit einer Relation ein Betreuer für vier Kinder und feste Stammgruppen mit geringer Fluktuation der Kinder wie Erzieher. Eine dritte, ganz wesentliche Anforderung betrifft die Ausbildung der Kleinkindbetreuer. Die Mehrheit der in der Betreuung und Förderung der 0–3jährigen Tätigen ist für diese spezielle Altersgruppe nicht ausgebildet. Diese Altersgruppe wird im Vergleich zu den 3–6jährigen weitgehend ausgespart, das zeigt sich auch in der gegenwärtig verfügbaren Ausbildungsliteratur zu diesem Bereich. Eine ebenso wichtige Frage der Aus- und Fortbildung ist die Einstellung der familienergänzenden zu dieser Tätigkeit. Im Gespräch mit den Erzieherinnen zeigt sich immer wieder, welche Probleme hier für den einzelnen bestehen. Anders als im Kindergarten wird die Betreuung der 0–3jährigen als Ersatz für die Familienerziehung gesehen. Es besteht das Bewußtsein, eine Tätigkeit auszuüben, die eigentlich nicht erfolgen sollte. Andererseits haben die Erzieherinnen das Bewußtsein, unter den gegebenen Bedingungen das Bestmögliche zu tun und an der Entwicklung dieser Kinder maßgeblich beteiligt zu sein. Dabei richtete sich das Interesse nicht nur auf das Kind, sondern ebenso auf die Eltern und die häuslichen Verhältnisse. Aus- und Fortbildung haben hier die Aufgabe, die Ambivalenz in der Einstellung zur familienergänzenden Erziehungstätigkeit zu reduzieren.

Für den Betreuungswechsel von der Familie in die Familientagespflege sind die Modalitäten des Übergangs nach bisherigen Erfahrungen und Einsichten wichtiger als der Zeitpunkt. Zwar ist für den Zeitpunkt des Übergangs die jeweilige individuelle Entwicklung des Kindes keineswegs außer acht zu lassen, aber aus der Sicht der Krippenbetreuer wie auch der Tagesmütter ist ausschlaggebend, mit welchen Einstellungen und Verhaltensweisen die Eltern den Übergang gestalten und welche Hilfen die aufnehmenden Einrichtungen dem Kind wie den Eltern bieten. Der Übergang ist besonders erschwert, wenn Mütter oder Väter sich gegen ihre eigenen Wünsche aufgrund äußerer Zwänge für eine Betreuung in Krippe oder Familientagespflege entscheiden müssen. Dies gilt auch, wenn der Übergang des Kindes sich in einer Phase vollzieht, in der die Mutter oder der Vater mit einem neuen Partner zusammenlebt oder die häusliche Atmosphäre von ständigen Konflikten zwischen den Partnern bestimmt wird. Aus der Sicht der Einrichtung kommt es darauf an, dem Kind Zeit zu lassen, sich einzugewöhnen, Zuwendung zur Erzieherin oder zu den Kindern nicht vorschnell zu erzwingen. Der Übergang wird dadurch erleichtert, wenn Eltern und Kind zunächst gemeinsam die neue Betreuungsumwelt kennenlernen und damit die Angst vor dem Fremden vermieden oder abgeschwächt wird. Des weiteren ist zu beachten, daß die tägliche Verweildauer nicht von vornherein den Vor- und Nachmittag umfaßt. Hier besteht ein generelles Problem für die Kleinkindbetreuung außerhalb der Familie. Es ist schwierig, verbindliche Aussagen zur täglichen Verweildauer zu machen, da diese stark von den physischen und psychischen Voraussetzungen beim einzelnen Kind abhängt. In- und ausländische Erfahrungen deuten darauf hin, daß eine halbtägige Betreuung für Kinder wie Eltern in den ersten Lebensjahren vorteilhaft ist. Sind dazu die äußeren Voraussetzungen bei den Eltern nicht gegeben, kommt es darauf an, in der außerfamilialen Betreuungsumwelt Bedingungen zu schaffen, die dem einzelnen Kind vorübergehenden Rückzug in eine Ruhezone oder eine Phase intensiver individueller Zuwendung durch die Erzieherin ermöglichen.

Kontinuität könnte entscheidend dadurch verbessert werden, daß Einschnitte, wie sie für die Krippenbetreuung in allen Bundesländern noch bestehen, abgeschafft werden. Betreuungswechsel nach dem ersten und nach dem dritten Lebensjahr bedeutet für viele Kinder je nach Aufnahmezeitpunkt, daß sie nach kurzer Eingewöhnungszeit schon wieder einen Gruppenwechsel und damit auch einen Betreuungswechsel verkraften müssen. Diesem begegnet das Konzept der altersgemischten Gruppe.

Bei aller Anerkennung der Umstellungsschwierigkeiten auf die altersgemischte Gruppe, was die Organisation und die pädagogische Arbeit betrifft, ist nicht zu übersehen, daß sie eine entscheidende Voraussetzung für mehr Kontinuität darstellt und zugleich das soziale und kognitive Lernen erleichtert. Altersgemischte Gruppen stellen andere Anforderungen an das Raumangebot, die Ausstattung der Räume, die Relation von Gruppengröße zu Betreuer, die integrierenden und differenzierenden pädagogischen Aktivitäten und damit an die Fähigkeiten der Erzieherinnen.

Um den zuletzt genannten Anforderungen entsprechen zu können sind Aus- und Fortbildung zu verbessern und eine günstige Betreuer–Kind–Relation herzustellen.

Als ein äußerst gewichtiger Faktor, der in der Rangfolge oben ansteht, ist die Zusammenarbeit mit den Eltern anzuführen. Für eine günstige Entwicklung des Kindes kann auf sie nicht verzichtet werden. Diese Auffassung wird in den bisher vorliegenden internationalen Forschungsergebnissen übereinstimmend vertreten.

Aber gerade die gewünschte Intensität der Elternbeteiligung wird durch die Erwerbstätigkeit beider Eltern erheblich eingeschränkt, insbesondere wenn beide Eltern vollzeiterwerbstätig sind. Dabei mangelt es in der überwiegenden Zahl der Fälle nicht am Interesse der Eltern an der pädagogischen Arbeit in familienergänzenden Einrichtungen oder an der Entwicklung des eigenen Kindes als vielmehr an den zeitlichen Voraussetzungen für eine enge Zusammenarbeit mit der Krippe oder den Tagespflegefamilien. Für den kontinuierlichen Austausch zwischen Erziehern und Eltern über die Entwicklung des Kindes, über belastende Konstellationen in der Familie oder in der familienergänzenden Betreuung reichen die situativen Gespräche beim Holen und Bringen des Kindes nicht aus, wengleich ihnen bereits ein hoher Stellenwert zukommt.

Ergänzung der Familienwelt durch Erfahrungen in Eltern–Kind–Gruppen, in Familientagespflege und Krippen

Früh einsetzende Ergänzung der Familienwelt durch Erfahrungen in Eltern–Kind–Gruppen, in Familientagespflege und Krippen wirken sich nach den vorliegenden Forschungsbefunden in erster Linie positiv auf die soziale Entwicklung des Kindes aus.

Günstige Bedingungen für die kognitive Entwicklung des Kindes sind vor allem dort gegeben, wo die Erzieherinnen sich dem einzelnen Kind intensiv zuwenden können, den Erkundungsdrang des Kindes entweder anregen oder permissiv beantworten.

Belastend wirkt sich u.a. in der institutionalisierten Kleinkinderziehung aus:

- Die einseitig funktionsgerechte räumliche Umwelt der Krippe und
- die an die Erzieherin gerichtete Erwartung der emotionalen Distanz.

Bei der zukünftigen räumlichen und sachlichen Ausgestaltung der Krippen ist weniger auf Funktionalität und mehr auf den Charakter einer möglichst „natürlichen“, familienähnlichen Umwelt zu achten, bei der die Gegenstände der häuslichen Umwelt verstärkt einbezogen werden.

Stundenweise Trennung des Kindes von den Eltern muß bei Beachtung der angeführten Rahmenbedingungen nicht zu Entwicklungsstörungen führen. Zweifellos ist zu beachten, daß einzelne Kinder durch eine zu frühe Erweiterung der familialen Umwelt überfordert werden und daß somit immer nur individuell entschieden werden kann, welche Form der Betreuung für das Kind geeignet ist.

In der heutigen Forschung zur Tagesbetreuung kleiner Kinder geht es daher kaum noch um die Frage, wie Entwicklungsnachteile abzuwenden sind, sondern welche Sozialisationsbedingungen eine bestmögliche Entwicklung in Aussicht stellen.

Die Frage nach der Erweiterung familienergänzender Betreuung scheint von daher in zunehmendem Maße zugleich eine Frage der Kosten für eine optimale Betreuung der Kleinstkinder zu sein.

Sozialisationspolitik für Kleinkinder hat der Tatsache Rechnung zu tragen, daß an die familienergänzende Betreuung spezifische Anforderungen zu stellen sind. Die Durchsetzung dieser Anforderungen kann aber nicht einseitig eine Aufgabe der Öffentlichkeit sein, sondern an ihr sind Eltern pädagogisch wie auch materiell im Rahmen ihrer Möglichkeiten zu beteiligen.

1) Literaturhinweise

a) Wichtige Erhebungen in der Bundesrepublik:

*Die Erziehungsgelderhebung des Deutschen Jugendinstitutes im Auftrag des BMJFG (1973)*

*Die Fragebogenerhebung des Deutschen Jugendinstituts zur Situation in der Tagesbetreuung für Kinder unter 3 Jahren bei den öffentlichen und freien Trägern der Jugendhilfe (1976/77)*

*Die Begleitforschung zum Modell „Tagesmütter“, die im Auftrag des BMJFG vom Deutschen Jugendinstitut durchgeführt und 1979 veröffentlicht wurde.*

*Die Erhebung zu Bedarf und Präferenzen der Eltern von Kleinstkindern in den Städten Dortmund und Schwerte (Süßmuth, Reyer, Kowalewski)*

b) Ergänzende Einzelstudien

*U. Bronfenbrenner, Wie wirksam ist kompensatorische Erziehung, Stuttgart 1974*

*U. Bronfenbrenner, Die Ökologie der menschlichen Entwicklung, Stuttgart 1981*

*B. Hassenstein, Was Kindern zusteht, München 1978*

*U. Lehr, Die Rolle der Mutter in der Sozialisation des Kindes, Darmstadt 1978*

*M. Kellmer-Pringle, Was Kinder brauchen, Stuttgart 1978*

*K. Lüscher, Hg., Sozialpolitik für das Kind, Stuttgart 1979*

*J. Langmeier/Z. Matejcek, Psychische Deprivation im Kindesalter. Kinder ohne Liebe, München 1977*

2.3 Frühkindliche Entwicklung aus der Sicht der Kinderheilkunde

Prof. Dr. Kurt Nitsch

(ehemaliger) Präsident des Deutschen Kinderschutzbundes

Meine Damen und Herren, nach soviel Pädagogik möchte ich ganz vorsichtig darauf hinweisen, daß es außer pädagogischen Eigenschaften und Notwendigkeiten des Kindes eine Fülle von anderen Notwendigkeiten gibt. Ich sehe das bisherige ganz allein unter dem Gesichtspunkt, daß alle meine Vorredner offenbar ein wenig annehmen, es gäbe eine Gruppe von 0-3, und die wäre homogen. Das ist sie absolut nicht. Ich will den Versuch machen, einige Gesichtspunkte dazu hineinzubringen. Zunächst einmal zu den Ausführungen von Herrn Reyer.

Es hat mich bedrückt, wie wenig multidisziplinär solche Gedanken vorgetragen werden. Im vorigen Jahrhundert haben wir Kinderärzte z.B. gelernt, daß Krippen deshalb so unendlich bekämpft wurden, weil sie eine Sterblichkeit bis zu 100% in ihren Mauern hatten. Und dieser Hospitalismus – heute würde man von Deprivation sprechen – der war so grauhaft und er war rein infektiöser Art, daß man so etwas schlicht bringen sollte, um nicht in den Verdacht zu geraten, daß das Kind wirklich nur ein pädagogisches Wesen ist. Es ist ein Wesen doch nicht nur zur Erziehung da; es ist ein Wesen in seiner Ganzheit aufzufassen; und wenn wir das nicht tun, werden wir immer Wesentliches versäumen.

Es ist auch die Frage zu stellen, welche Rolle etwa bei einer generellen Betrachtung, die sozialpädagogische Hintergründe hat, die Größe der Familie spielt, welche Rolle die Wohnumwelt spielt und ob man wirklich so tun kann, als gäbe es auch nur die Möglichkeit einer irgendwie gearteten Patentlösung. Ich bin sicher, es muß unendlich viel differente Möglichkeiten und Wege geben, und es muß unglaublich viele Variationen geben, wenn wir nicht dem einen oder anderen Fall, der einen oder anderen Familie, der einen oder anderen Wohngegend bitter unrecht tun wollen. In meinen schriftlichen Ausführungen können Sie nachlesen, wie generell ich einige Definitionen anzweifle, allein schon deshalb, weil sie auch nicht multidisziplinär zustande kommen. Ich bin überzeugt, wenn wir jetzt in kinderärztlichen Sprechstunden bis zu 60% Kinder vor uns haben, die körperlich gesund und nicht krank sind und trotzdem vorgestellt werden, dann müssen wir ganz schlicht zu neuen Definitionen kommen über Gesundheit und Krankheit. Und das geschieht, ist geschehen, wird aber nicht angenommen. Vor allem nehmen die Berufe, die mit dem Kind zu tun haben, viel zu wenig Rücksicht darauf. Ich finde, unsere Pädologie, die allgemeine Kinderkunde, ist in einem kläglichen Zustand. Jeder redet über seine Dinge, ohne so recht zu sehen, was rechts und links ist. Darin machen übrigens die Kinderärzte genauso wenig eine Ausnahme wie die anderen. Ich glaube, man sollte auf einige Stichworte – allein der Vollständigkeit halber – hinweisen.

Die Bedeutung pränataler Psychologie, von Schwangerschaft, Geburt und erster Lebensphase

Sie wissen, wie bedeutsam uns in immer stärkerer Weise die Schwangerschaft wird mit ihren pränatal psychischen und physischen Dingen. Sie wissen, daß es ein eigenes Fach der pränatalen Psychologie gibt, das zunehmend an Wirklichkeit und Notwendigkeit gewinnt. Sie wissen, daß wir die Neugeborenen-Phase, die ersten vier Wochen, ganz anders sehen als die ersten drei Monate, und diese wiederum ganz anders als das erste Lebensjahr, und dieses nun wiederum ganz anders als das zweite und dritte Lebensjahr, mit allen erzieherischen und Führungsnotwendigkeiten.

Vorhin klang hier durch, als wenn Pflege etwas Nebensächliches wäre: das Sauberwischen des Po's und das Füttern – und damit hat es sich. Das ist das Mißverständnis. Pflege ist ein ganz breites Feld, daß von erzieherischen Impulsen, von gesundheitlichen, im somatischen Bereich und vor allen anderen sozialen Impulsen überhaupt nicht loslösbar ist und deshalb plädiere ich so sehr für die Vermengung pädologischer Gesichtspunkte in allen Diskussionen.

Lassen Sie mich auch darauf hinweisen, daß es von sehr großer Bedeutung ist, den Geburtsvorgang wichtig zu nehmen, die ersten Lebensminuten und Lebensstunden aus psychischer Notwendigkeit, aus der Prägung, die dort erfolgt, wichtig zu nehmen. Lassen Sie mich mit aller Deutlichkeit sagen, daß alles dies mit Frühest-Pädagogik so gut wie nichts zu tun hat, sondern mit einer Betreuung des Kindes in seiner Ganzheit.

Wenn man z.B. noch eines unterstellt: Wer in den ersten drei Lebensmonaten eines Kindes Dressur betreibt, wer ihm etwas beibringen will, wird unendlich viel falsch machen und aufs Spiel setzen; und wer später im zweiten und dritten Lebensjahr darauf verzichtet, das soziale Umfeld zu vergrößern, die Einblicke zu vergrößern und Fähigkeiten und Kenntnisse zu vermitteln, wird genauso fehl handeln. Und dann bin ich der Auffassung, daß allein schon in der Themenstellung von 0-3 Jahren ein Kardinalfehler liegt, weil die meisten von Ihnen sicher unterstellen, das sei eine homogene Gruppe. Ich wiederhole es noch einmal: es ist eine außerordentlich inhomogene Gruppe!

#### Die Rolle der Väter

In einem der Vorbereitungspapiere zur Tagung steht, man wüßte wissenschaftlich über die Väter noch sehr wenig. Ich möchte das bestreiten. Diese sind heute überhaupt noch nicht zu Worte gekommen. Ich möchte die Rolle der Väter nur in einer Hinsicht als vernachlässigt ansehen: im politischen und gesellschaftspolitischen Bereich. Wissenschaftlich wissen wir seit langem, wie wenig wahrgenommen die Rolle der Väter ist und wie ungeheuer wichtig sie im Gesamtkontext dessen ist, was wir hier besprechen wollen. Ich bin, daß wissen viele von Ihnen, fern davon, die Idealisierung der Mutter-Kind-Beziehung so zu übertreiben, wie das manche meiner Fachkollegen getan haben, als es etwa galt, die Tagesmutter abschließen zu wollen. Ich bin der Überzeugung, daß von den vielen Lösungen, die sich anbieten, eine gutorientierte und gutkonstruierte Tagesmutterpflege mit Abstand das Beste ist und vor allem bin ich fern davon zu sagen, die Mütter arbeiten des Eisschranks und des Wohlstands und des Autos wegen, sondern ich sage: sie arbeiten nach wie vor zum größten Teil aus echter Notwendigkeit. Auch das ist etwas, was wir anerkennen müssen, worüber wir nicht einfach arrogant und achselzuckend und hochnäsiger hinweggehen können. D.h. also, anders ausgedrückt, es bieten sich die Notwendigkeiten und das zwingende Bedürfnis, in den ersten Lebensjahren etwas zu tun. Es ist aber ganz stark – noch einmal abschließend – die Warnung auszusprechen, daß zu sehr und allein unter pädagogischen Gesichtspunkten zu sehen und es ist die Warnung auszusprechen, so zu tun, als wenn diese ersten drei Lebensjahre das wären, was beispielsweise die Gruppe von 3-6 ist, wo man von einer gewissen Kontinuität und Homogenität der Entwicklung sprechen kann.

#### Gefahr der Ausweitung des Leistungsdrucks auch auf Kleinkinder

Aber ich möchte noch auf eines hinweisen. Ich habe 1970 zu denen gehört, die den ersten deutschen Vorschulkongreß organisiert haben. Und ich habe die Schwierigkeiten und Probleme und die Gefahren gesehen, die sich mit diesem Vorschulboom von damals verbunden haben, in dem nämlich der Leistungsdruck nun in die Zeit vor den Schulanfang Einzug hielt. Denn trotz gutwillig arbeitender und gut ausgebildeter Erzieher, kommt der Leistungsdruck – wie in der Schule – durchaus auch in erster Linie aus dem Elternhaus. Meine Damen und Herren, es gibt Ansätze, die uns sehr befürchten lassen, daß diese Frühestpädagogik einen etwas ähnlichen und gefährlichen Weg mit Worten wie „kognitiv“ und „Wissen“ usw. geht. Ich weiß, daß die Masse von Ihnen fern davon ist, solche Fehler nochmal machen zu wollen, die mit den Drei- bis Sechsjährigen in Bezug auf krankhaften Leistungsdruck gemacht wurden. Ich möchte aber darauf hinweisen, daß die Gefahr nicht von denen ausgehen muß, die sozialpädagogisch oder pädagogisch fördern wollen, sondern auch von denen, die dann feststellen, daß Ihre Kinder irgend etwas noch nicht können, was Nachbarn Fritz schon längst kann. Das ist übrigens eine Gefahr, die die Kinderärzte auch sehr mit eingebrockt haben, als die Tabellen herausgegeben wurden, wann ein Kind was können mußte und damit eine hysterische Angst bei gewissen Eltern wegen der großen Schwankungsbreite

der Entwicklung, auch der normalen Entwicklung, gesetzt haben. Das alles gilt natürlich im pädagogischen Raum genauso und das gilt auch im ganz beträchtlichem Ausmaß für den ganzen Bereich der Sozialisation.

Vielleicht dann als letztes noch etwas: Das vorgenannte ist keine Frage der Institutionen für 0-3jährige Kinder. Es ist eine gesamte Lebensfrage, die sozial-ökologisch schwerwiegende, tiefgehende Probleme in sich birgt, die den Lebensraum, den Wohnraum der Familie mit jungen Kindern angeht und die – das hat Frau Süßmuth meines Erachtens sehr gut und richtig hervorgehoben – weit über das hinaus geht, was man irgendwie in Normen anlegen kann. Die Kinder sind anders als sie früher waren und innerhalb der Kinder gibt es auch wieder Gruppen und einzelne, die anders sind als andere. Wenn eingangs gesagt wurde, daß der nahezu ideale Zustand in einer Krippe bei einem Pflegeverhältnis von 1:8 wäre, dann würde ich für die Ganztagskrippe darin bereits die zwingende Begründung sehen, daß das Deprivation zur Folge haben muß. Das ist ein unmöglicher Pflegeschlüssel, der sich sogar zeitweilig noch verschlechtert – besonders für Ganztagskrippen. Für die Halbtagskrippen kann die Mutter oder der Vater noch einiges wieder gutmachen. Lassen Sie mich bitte mit Nachdruck aber eines sagen: Wenn Sie so, wie es heute geschehen ist, den Vater aus der Diskussion herauslassen, dann werden wir einen ganz großen Fehler machen.

## 2.4 Plenumsdiskussion nach dem ersten Komplex des Expertenhearings – Zusammenfassung (Tagungsleitung) und einzelne Beiträge

In der nachfolgenden Diskussion wurde zunächst klargestellt:

1. Ein Personalschlüssel von 1:8 oder noch mehr in Krippen wurde von niemanden als Idealzustand, sondern als unhaltbarer Zustand betrachtet.
2. Es wurde darauf hingewiesen, daß die hohe Sterblichkeit in Krippen im vorigen Jahrhundert angesichts noch wesentlich höherer Sterblichkeit in Heimen und allgemein hoher Sterblichkeitsraten in Familien besonders in Industriegebieten nicht gegen die Krippe allgemein und schon gar nicht gegen gute Krippen heute angeführt werden kann: angesichts unvergleichlich besserer hygienischer und ernährungstechnischer Verhältnisse in den heutigen Krippen sollte man die Diskussion um familienergänzende Erziehung von Kleinstkindern nicht immer wieder an überholten, heute unrealen Situationen festmachen.

Dann wandte sich die Diskussion mehr den Aspekten der notwendigen differenzierten Betrachtung dieser Altersgruppe (0–3 Jahre) und der Mutter–Kind–Beziehung zu.

Prof. Dr. H. Krüger–Müller: Daß wir uns hier mit der Gruppe der 0–3jährigen beschäftigen, liegt nicht daran, daß wir etwa annehmen, daß die Kinder dieses Alters eine einheitliche, gleichlaufende Entwicklung durchmachen oder als homogene Gruppe abgetrennt werden könnten von den 3–6jährigen. Vielmehr spiegelt das schlicht die unterschiedlichen Formen des Sozialisationsraumes wider, der diesen Kindern zugeschrieben wird; das heißt, daß Kinder unter drei Jahren pauschal und generell als in die Familie gehörig betrachtet werden, während für die drei bis sechsjährigen Kinder öffentliche Einrichtungen (z.B. Kindertagesstätten) weitgehend anerkannt und durchgesetzt sind. Es ist dies also eine gesellschaftlich vorgegebene Einteilung der Kinder in 0–3 und 3–6, die höchst problematisch ist.

Zum zweiten Aspekt: Ich habe explizit die Mutter–Kind–Beziehung in den Vordergrund gestellt, weil ich glaube, daß sie immer noch für das wichtigste Argument gehalten wird, daß Kleinstkinder zu Hause zu bleiben haben; und dies trotz der Kenntnisse über Wohnsituation, Funktionsverlust der Familie und allem was dazu gehört.

In diesem Zusammenhang möchte ich mich noch einmal auf den sehr wichtigen Aufsatz von Prof. Pechstein, Leiter des Kinderneurologischen Zentrums Rheinland–Pfalz, über „Das Kind in der kinderarmen Familie“ beziehen. Pechstein hat aus seiner Praxis sehr gut herausgearbeitet, wie die rückläufige Entwicklung der Kinderzahl und Größe der Familie zunehmend zu dem bei Einzelkindern besonders häufigen Problem symbiotischer Mutter–Kind–Beziehung beiträgt. Er verweist damit auf das Anwachsen kaum zu korrigierender Fehlentwicklungen in der Mutter–Kind–Beziehung und Störungen in der Sozialentwicklung des Kindes.

Was mich dann aber verwundert und da wurde es für mich problematisch, wie Pechstein die Ursache vieler Schädigungen bei Kindern von der Überprotektion und Erfahrungsarmut verlagert auf frühkindliche Mangel– und Fremdbetreuung im Sinne der Deprivation. Was bezeichnen wir dann als „Mangelbetreuung“, wenn offensichtlich die zu enge Beziehung zwischen der Mutter und ihrem oft einzigen Kind ebenfalls zu ernststen und typischen Störungen in der ersten Sozialisationsphase führt?

Vor diesem Hintergrund meine ich, daß wir uns die Mutter–Kind–Beziehungsproblematik noch genauer ansehen müssen, weil diese Beziehung oft ein nicht hinterfragtes Hauptargument dafür ist, daß die Kinder unter drei Jahren zu Hause bleiben sollen.

Prof. Dr. K. Nitsch: Diese Mangelbetreuung bei Müttern mit nur einem Kind hat in vielen Fällen einen sehr gut herausgearbeiteten und erkennbaren Grund: Das ist eine Gruppe von Müttern, die sich in einer 2–Zimmer–Wohnung zu Tode langweilen, die glauben, es für ihre

Pflicht halten zu müssen, zu Hause zu bleiben, die keinen rechten Weg aus dem Getto eines Wohnsilos herausfinden und nun mit diesem Kind eine Mischung aus schlechter Laune und overprotection praktizieren, was zu Schäden führen muß!  
Diese Frauen haben zweierlei nötig:

1. Mehr Informationen über Umgang mit Kindern – ein Versäumnis unserer Zeit,
2. Mehr Rat und Hilfe, und zwar nicht nur theoretischer Art in irgendwelchen fernliegenden Erziehungsberatungsstellen, sondern tatsächlich so, daß sie auch in Kleinigkeiten mit dem Anrufen einer Vertrauensperson kleine Fragen schnell klären können.

Das ist für diese Frauen hilfreich und das hat Pechstein deutlich herausgearbeitet.

H. Schindler: Mir scheint dies, Herr Nitsch, eine typische, verkürzte Betrachtungsweise, indem man hier der Frau in der 2–Zimmer–Wohnung lediglich Ratschläge und Bücher anbietet, aus denen diese aber keine alternativen Lebensperspektiven entwickeln kann. Genau das aber fehlt der Frau und hat zur Konsequenz, daß in den vielen Stunden des Tages, die diese Frau mit ihrem Kind zusammen ist, oft nur ein Minimum von dem herauskommt, was eine berufstätige Frau abends in nur 2 oder 4 Stunden Sinnvolles mit dem Kind unternehmen kann. Es kommt also meiner Meinung nach nicht auf die Menge der Zeit an, sondern auf die grundsätzliche psychische Verfassung der Eltern, das heißt der eigenen Lebensperspektive und aktiven Möglichkeiten. Und da spielt Berufstätigkeit und die Möglichkeit, über den Arbeitsplatz in bestimmte soziale Beziehungen eingebunden zu sein, eine zentrale Rolle, für die ein Spielkreis oder Treffen mit anderen Müttern auf dem Spielplatz absolut keine Alternative ist.

M. Schablow: Erlauben Sie mir einen Hinweis zur Strukturierung der Diskussion. Wir wollen die Mutter–Kind–Beruf–Problematik anschließend als einen gesonderten Komplex mit Herrn Dr. Richard und Frau Wagnerova diskutieren und dann u.a. auch die von Herrn Nitsch angeregten Differenzierungen vornehmen, um nicht alle Kinder zwischen 0 und 3 Jahren in einen Topf zu werfen und dann pauschal in diesem Zusammenhang von Mutter–Kind–Beziehung zu sprechen.

Deshalb möchte ich jetzt vorschlagen, daß wir uns schwerpunktmäßig auf die Punkte konzentrieren, die von Herrn Prof. Dr. Beller angesprochen wurden, d.h. vor allem die Frage der pädagogischen Erweiterung der Pflegesituation, den pädagogischen Impetus, den man einbringt, wieweit man ihn haben will und in welcher Form usw. Diese Fragen sollten im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung um Autonomie, Selbständigkeit und Umwelterfahrung des Kindes wie auch z.B. der Mutter diskutiert werden.

Prof. Dr. K. Beller: Herr Nitsch, zu dem uns von Ihnen unterstellten Kardinalfehler: Ich habe ein gewisses Alter und manchmal zweifle ich, ob ich nicht schwerhörig bin. Ich jedenfalls habe in diesem Saal niemanden gehört, mich eingeschlossen, der Kinder von 0–3 Jahren als eine homogene Gruppe dargestellt hat; nichts liegt uns ferner. Nun zu den natürlichen Instinkten und der pädagogischen Förderung am Beispiel des Stillens: ich bin Vater von zwei Kindern und ich habe sehr genau beobachtet, wie meine Frau vergebens versucht hat, ein Kind zu stillen, wie der Instinkt nicht funktioniert hat. Auch die Arbeit von Frau Lézine in Paris, die sehr gut mit Filmen dokumentiert ist, zeigt, daß selbst Stillen ein Lernprozeß ist und für den Säugling mehr als nur Nahrungsaufnahme bedeutet. Ich habe nichts gegen Instinkte, aber sie ersetzen eben nicht bestimmte Erfahrungen und Erkenntnisse. Menschliche Natur wächst nicht auf Bäumen, sondern wird von Menschen gemacht.

Prof. Dr. K. Nitsch: Sie haben recht, Herr Beller, es hat keiner von den 0–3jährigen gesprochen, aber unser Thema heißt: „Was brauchen unsere Kinder in den ersten drei Lebensjahren?“, und ich wollte darauf hinweisen, daß eine rein pädagogische Antwort auf die ersten drei Lebensjahre unzureichend ist; ich wollte das ergänzen und anreichern durch Dinge, die für mich ebenso wichtig sind wie die erziehungswissenschaftlichen Programme.

W. Henschel: Mir scheint diese Altersgruppe 3 Jahre nicht so ganz zufällig oder willkürlich, sondern diese wird meines Erachtens in den wissenschaftlichen Abhandlungen, aber auch den praktischen Anweisungen und Richtlinien als sehr wichtig angesehen und vorgegeben. Es geht wohl darum, daß es erst von dieser Altersgrenze an möglich ist, daß die Kinder selbst die Bedürfnisse anderer berücksichtigen und beantworten können. Insofern meine ich, daß dieser Zeitpunkt für die Gruppenfähigkeit von entscheidender Bedeutung ist.

Dr. Noltenius: Ich bin seit über 40 Jahren Kinderärztin, habe außerdem eigene Kinder groß gezogen und bin nunmehr Großmutter.

Ich habe mich im Rahmen meiner Sprechstunde u.a. sehr viel mit dem – weil unbezahlt – ausgesprochenen Luxus der Mütterschulung beschäftigt. Dabei habe ich festgestellt, daß ein großer Bedarf besteht, den Müttern Kontakte in ihrer Nachbarschaft zu vermitteln. Ich habe mir deshalb die Mühe gemacht, die Adressen rauszusuchen, damit Mütter sich finden können, der einen Mutter die Adresse einer anderen gegeben und gesagt: „Nun gehen Sie mal zu dieser Frau, sagen ihr einen schönen Gruß und sie wollten mal zusammen spaziergehen“. Das ist ein Beispiel dafür, daß wir unbedingt die Kontakte verbessern müssen. Das in Bremen gestartete Modell der Familien–Hebammen ist meines Erachtens eine weitere Möglichkeit, wenn diese in der gleichen Richtung tätig werden. Denn die Not der Mutter, die mit ihrem Kind in der 2–Zimmer–Wohnung sitzt, ist wirklich beträchtlich. Wir müssen aber unterscheiden zwischen den Müttern, die von der ganzen Flut der Unterrichtung verwirrt werden – und ich glaube, das ist die Mehrzahl – und einer kleineren Zahl, die das verarbeiten kann, dafür aber einen Sachverständigen braucht, der mit ihr darüber spricht. Auch ich bin der Meinung, daß die viele Aufklärung mit Büchern, Zeitschriften, Filmen etc. ein Kreuz ist und die Mütter nur unsicher und unglücklich macht.

Und schließlich noch eine Bemerkung zu der Diskussion um die gesundheitlichen Probleme in Krippen: Es ist in allerjüngster Zeit eine Arbeit in der doch so krippenfreundlichen DDR erschienen, nach der die Infektionsanfälligkeit der Krippenkinder gegenüber den Familien 27 (!) mal so hoch ist. Die Kinder sterben zwar nicht gleich, aber sie werden geschädigt durch dauernde Infekte, und zwar besonders stark beim Eintrittsalter von 8 Monaten. Das ist also ein Alter, in dem man Kinder sicher nicht in eine Krippe stecken sollte.

A. Wagnerova: Die künstliche Abtrennung der Altersgruppe der 0–3jährigen geht auf die Ursprünge der Deprivationsforschung zurück und ist in der ganzen gesellschaftlichen Reflexion dermaßen dogmatisiert und trivialisiert worden, daß sie oft zur Farce wird. 3 Tage vor dem dritten Geburtstag kommt das Kind noch nicht in den Kindergarten. Ist es 3 Jahre alt, darf es in den Kindergarten!

Auch die jungen Mütter hören immer: „In den ersten 3 Lebensjahren soll das Kind zu Hause bei der Mutter bleiben“. Das machen sie dann auch, alleine mit dem Kind in der 2–Zimmer–Wohnung, gegenseitig abhängig, mit Angst den beruflichen Anschluß zu verpassen usw. Aber diesen Zirkus machen sie nicht noch einmal. Das ist das, was ich immer wieder höre: In Ordnung, drei Jahre lang. Und das zweite Kind? Nein, das mache ich nicht noch einmal. Interessanterweise läßt Prof. Pechstein diese Aspekte bei seinen bevölkerungspolitischen Überlegungen ganz außer acht. Deshalb meine ich, wäre es unheimlich wichtig, daß wir diese Dogmatik der 0–3 sprengen und differenzierter darüber sprechen!

Prof. Dr. R. Süßmuth: Ich möchte auf drei Punkte eingehen.

1. Die Erweiterung des Lebensfeldes der Frau. Das erscheint mir ein ungemein wichtiger Aspekt zu sein. Männer leben auch nicht nur in der Rolle des Vaters, sondern sind oft eben deswegen sehr sinnvolle, bereichernde Partner des Kindes, weil sie auch noch andere Interessen haben als nur das Kind. Kinder können keine schlechteren Verhältnisse antreffen, als Eltern zu haben, die ausschließlich auf sie fixiert sind. Ich würde nun nicht meinen, daß wir allen Frauen vorschreiben könnten, sollten oder müßten: es gibt nur den Beruf. Ich denke aber, daß sich für viele Frauen auch auf der Grundlage der heutigen Lebensverhältnisse zeigt, daß sie sich eine solche Perspektive aufbauen wollen. Untersuchungen, nicht nur in der Bundesrepublik, sondern international zeigen, daß bei den Frauen, meist im Verlauf des ersten Lebensjahres des Kindes, der Wunsch aufkommt, ihre Berufstätigkeit eingeschränkt oder zumindest doch so wieder aufzunehmen, daß sie beides aufeinander beziehen können. Die heutige Elterngeneration ist dabei sehr wohl bemüht, Belange der Kinder und ihre eigenen Interessen so miteinander in Einklang zu bringen, daß die Kinder nicht zu kurz kommen. Das heißt, die große Zahl der Eltern – oder richtiger: der Frauen (weil heute immer noch diese Geschlechterrolle ein Stück ihrer Lebensgeschichte ist) – nimmt erheblich Rücksicht auf die Kinder und paßt ihre Berufswünsche sehr stark den Entwicklungsanforderungen der Kinder an.

Insofern meine ich auch, daß eine Pädagogisierung dieser Frage ein schlechter Weg ist. Mir erscheint es sehr viel wichtiger, daß Eltern mit Kindern gemeinsam Erfahrungen machen, das heißt in erster Linie miteinander etwas tun und nicht einander belehren. Genau da liegt auch ein Chance für die Familie, wieder mehr Lebens– und Erfahrungsraum zu werden und nicht – da würde ich Herrn Nitsch zustimmen – jene Tendenzen zu verstärken, die auch bei Eltern–Spielgruppen in den verschiedenen Einrichtungen deutlich ablesbar ist: Wie fördere ich mein Kind so, daß es früh einen möglichst hohen Intelligenzgrad erreicht. Solche langfristigen Wirkungen sind ohnehin nicht nachweisbar, sondern müssen eingebettet sein in eine ganzheitliche Förderung des Kindes. Ich möchte gegen eine zunehmende Pädagogisierung des Umfeldes von Kindern noch einmal v. Hentig zitieren:

Kinder sind Gott-sei-Dank Wesen, die sich ihre Umwelt nach Mustern sortieren, die uns nur bedingt verfügbar sind.

Der heimliche Lehrplan ist für die Kinder offenbar immer noch von einem höheren Stellenwert als der offizielle Lehrplan in Form von ausgearbeiteten Erziehungsprogrammen.

2. Ein Wort zu den Vätern: Es stimmt, daß diese bislang stark in der Diskussion um frühkindliche Sozialisation vernachlässigt worden sind. Ich würde allerdings auch Essig in den Wein gießen wollen hinsichtlich der Frage, daß sich dies kurzfristig ändern wird. Ich bin nicht sicher, ob die Väter nicht ihre Freizeit mit noch mehr Nebenjobs ausfüllen, wenn wir Arbeitszeiten verkürzen. Die Wichtigkeit einer Person läßt sich nämlich bisher noch nicht an der Frage der Kinderbetreuung festmachen, sondern an ganz anderen Status–Fragen. Dies setzt allenfalls einen langsamen Umorientierungsprozeß voraus. Nun möchte ich aus Untersuchungen von Lamb und Park (1978) auch etwas Positives über Väter sagen. Väter sind – und das erscheint mir auch für alle Erzieher wichtig – bessere Interaktionspartner, weil sie offenbar besser spielen können. Sie tun das mit den Kindern. Da, wo beide keine Interaktionspartner sind, wo sie sich nicht wirklich in das Spiel einlassen, bleibt es bei der Belehrung. Die Ursache hierfür ist mir nicht ganz klar; vielleicht haben Mütter das verlernt.
3. Zur Frage der 0–3jährigen als homogene Gruppe: Auch verglichen mit anderen europäischen Ländern weist dieser Einschnitt auf ein typisch deutsches Phänomen hin und auf eine Menge Künstlichkeit. Er geht mehr aus der Tradition der Einrichtungen (Kinder–

garten) hervor als aus entwicklungspsychologischen Argumenten. Sicher ist die altersgemischte Gruppe für die Sozialisationserfahrungen von Kindern vorteilhafter, weil die Gruppenfähigkeit nämlich nicht erst mit drei Jahren beginnt, sondern sehr viel früher. Konkret hängt das – wie in der Familie – davon ab, in welchem Maße Kindern lernen, gruppenfähig zu werden.

Dr. Jürgen Reyer: Trotzdem findet man in der Entwicklungspsychologie, in heute noch gängigen Lehrbüchern, die weitverbreitete Auffassung, daß Kinder unter 3 Jahren wenig miteinander anfangen können und noch nicht in der Lage sind, aus der Perspektive des anderen zu sehen, sondern daß Streit und aggressives Verhalten unter diesen Kindern vorherrscht.

Ich habe mir mal die Mühe gemacht, die verfügbaren empirischen Untersuchungen zu dieser Frage der sozialen Beziehungen zwischen 0–3jährigen Kindern zu sichten. Danach werden diese auch in der Entwicklungspsychologie zunehmend umstrittenen Aussagen nicht bestätigt: Es herrschen vielmehr freundschaftliche Kontakte vor und das Kind ist durchaus fähig, Mitgefühl zu entwickeln und zu teilen, nicht nur mit Erwachsenen, sondern auch mit anderen Kindern. Auch Alltagsbeobachtungen bestätigen, daß für Kinder unter 3 Jahren andere Kleinstkinder einen hohen Attraktivitätsgrad haben und in einer sonst gesicherten Situation als Interaktionspartner bevorzugt werden.

#### Zusammenfassung (Tagungsleitung)

In den diese erste Runde abschließenden Diskussionsbeiträgen wurde nochmals betont, daß Kinder für ihre gesunde Entwicklung beides brauchen: Erfahrungsraum und Schonraum. Dabei ist in Krippen der Schonraum, ein Stück Privatheit in einem öffentlichen Lebensraum, oft nicht ausreichend gewährleistet, das heißt, daß er stärker geschaffen werden muß, während in der Familie aus strukturellen Gründen der Erfahrungsraum, die anregende Umwelt, in der Regel zu kurz kommt. Weder der Stand der Forschung noch die praktischen Erfahrungen z.B. in Krippen als einer Form notwendiger familienergänzender Erziehung, legten den Schluß nahe, die Familie sei der einzig denkbare oder beste Lebensraum für Kinder unter 3 Jahren. Die Familie ist ein Teil des Lebensraumes, der zunehmend erweitert werden und sich erweitern muß.

Dabei müßten die positiven Ergebnisse aber auch verbesserungsbedürftige Aspekte der Krippenerziehung und anderer Tagesbetreuungsformen intensiv diskutiert werden, unabhängig von der vor dem Hintergrund der Bremer Situation durchaus verständlichen Angst, daß mögliche Kritik an der Krippe in unzulässiger Weise dazu benutzt werden könnte, sie als Einrichtung und darüber hinaus jede Form öffentlicher Kleinkindererziehung abzulehnen. Vielmehr gelte es, die Bedingungen – sei es in der Familie, sei es in der Tagesbetreuung – stärker als bisher an dem Bedürfnis des Kindes nach ganzheitlicher Förderung im affektiven, sozialen und kognitiven Bereich auszurichten.

## 2.5 Verlust der mütterlichen Einzelbeziehung und psycho-soziale Deprivation

Dr. Arnulf Richard

Psychiater

Komm. Direktor der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie, Bremen-Ost

Ich möchte etwas mein Unbehagen ausdrücken über das, was ich bis jetzt gehört habe. Ich habe den Eindruck, daß man uns Deutsche in den 60er und 70er Jahren zu einer vaterlosen Gesellschaft gemacht hat und daß man jetzt dabei ist, uns zu einer mutterlosen zu machen. Ich habe bis jetzt noch keine einleuchtende Definition von „Mütterlichkeit“ gehört – da dürfte eine ganze Menge zusammenkommen –, ich glaube, daß darin bestimmte persönliche Erfahrungen mit unserer eigenen Mutter eingehen.

Ich möchte weiterhin mein Unbehagen ausdrücken, weil ich mich hier in der Buhmann-Rolle fühle; ich soll hier nämlich einige Bemerkungen machen über das Thema „Verlust der mütterlichen Einzelbeziehung und psycho-soziale Deprivation“. Ich bin Kinderarzt, Kinder- und Jugendpsychiater und –therapeut und arbeite in einer Klinik. Vielleicht können Sie sich vorstellen, daß ich mit den Symptomen einer Deprivation beruflich sehr viel zu tun habe. Während der Vorbereitung auf dieses Thema stellte sich bei mir zunehmend eine Nachdenklichkeit ein, wobei ich anfangs von der absoluten Notwendigkeit der Mütterlichkeit durch die Mutter so sehr angetan war, daß ich jede Alternative rigoros ablehnte. Später stellten sich jedoch zunehmend Substitutionsmöglichkeiten für die Mutter als Alternative dar.

Den Umstand, daß das Kind eine Beziehung entbehren muß, bezeichnet man als Deprivation, d.h. Entzug der mütterlichen Zuwendung. Diese Umstände, unter denen mütterliche Deprivation eintritt, lassen sich in zwei miteinander zusammenhängende Kategorien einteilen:

- a) Teilweise Deprivation beim Zusammenleben mit einer Mutter oder einem Mutterersatz, die eine ablehnende Haltung dem Kind gegenüber einnimmt. So kann ein Kind auch in der eigenen Familie unter Deprivation leiden, wo die eigene Mutter nicht in der Lage ist, dem Kind das nötige Maß an liebevoller Zuwendung zu geben. Hier gibt es viele Dimensionen. Die verbreitetsten sind eine unbewußt ablehnende, äußerlich liebevolle Handlung, Over-protection usw. – das sind Themen, die uns hier nicht beschäftigen sollen.
- b) Vollständige Deprivation durch Trennung von der Mutter oder vom ständigen Mutterersatz. Erste Berichte über die Folgen der Trennung sind von dem Stauffen Kaiser Friedrich II. beschrieben worden, der Neugeborene und Säuglinge durch Ammen ernähren ließ, denen bei Todesstrafe jede persönliche Zuwendung zum Kind verboten war. In den Annalen ist zu lesen, daß sämtliche Kinder starben. In den 40er Jahren unseres Jahrhunderts stellte R. SPITZ bei den Beobachtungen von 91 Kindern eines Findelhauses fest, daß das in seinen Kontaktwünschen enttäuschte Kind zuerst kurze Zeit rebelliere, quengelig sei, viel weine, Essen verweigere, später an Gewicht verliere, es immer weniger ansprechbar sei und schließlich im dritten Monat des Heimaufenthaltes apathisch werde. Diese Begriffe faßte SPITZ unter dem Begriff Hospitalismus zusammen; heute bezeichnen wir diese Symptome als Deprivation. Von den 91 Kindern, die SPITZ untersucht hat, starben 34 bis zum Ende des zweiten Lebensjahres. Die Überlebenden hatten einen Entwicklungsquotienten von 45. Die Kinder standen praktisch auf dem Niveau von Idioten. Noch mit vier Jahren konnten viele von den verbleibenden Kindern weder stehen, noch laufen, noch sprechen.

In einem anderen Krankenhaus, das auch von SPITZ untersucht wurde, in dem die Mutter selbst die Betreuung der Kinder mit übernehmen durfte, starb dagegen kein Kind und es zeigten sich auch keine so offenkundigen Erscheinungen der körperlichen und seelischen Entwicklung.

Nun kann man so argumentieren, daß die Untersuchungen von SPITZ überholt sind. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß man diese Untersuchungen experimental nachgewiesen hat.

Mit Folgen einer Deprivation haben wir beruflich in der Klinik sehr viel zu tun. Welches können nun die Symptome sein?

Beim Fehlen der mütterlichen Stimulation, und zwar einem Fehlen über längere Zeit, zeigen sich klar umrissene Symptome beim Säugling, die uns bei Erwachsenen als Depression erscheinen. Auch hier ist die affektive Grundhaltung eine der Trauer und Betrübnis. Das Kind zieht sich soweit von seiner Umwelt zurück, daß man dies fast als Ablehnung betrachten kann, es zeigt keinen Verusch, Kontakte mit Fremden herzustellen und zeigt kein Entgegenkommen, wenn ein anderer von sich aus Kontakt sucht. Obgleich sich die Kinder schnell erholen, sobald sie zur Mutter zurück können, kann die Möglichkeit seelischer Traumata, die später aktiviert werden können, nicht ausgeschlossen werden. Es gibt Meinungen, daß nach dreimonatiger Trennung von der Mutter die Veränderung, die das Kind durchmacht, so groß ist, daß es sich nie wieder richtig von ihr erholen kann.

Die eben beschriebenen Trennungsreaktionen im ersten Lebensjahr können teilweise vermieden werden, wenn das Kind von einer Ersatzperson bemuttert wird. Es wird von einigen Autoren angenommen, daß Ersatzbetreuung während fast des ganzen ersten Lebensjahres zu einem vollständigen Erfolg führen könne. Im zweiten und dritten Lebensjahr ist die gefühlsmäßige Reaktion auf die Trennung nicht nur genauso heftig, sondern Muttersubstitute werden oft rundheraus abgelehnt. Diese Kinder sind verzweifelt und sind tage-, manchmal wochenlang ohne Unterbrechung untröstlich und bekümmert. Sie befinden sich dann fast ständig in einem Zustand verzweifelter Auflehnung und schreien und stöhnen vor sich hin. Trost und Nahrung werden ganz abgelehnt. Nach einigen Tagen werden diese Kinder dann ruhiger, ja manchmal apathisch, ein Zustand, aus dem sie sich nur langsam lösen, um allmählich positiver auf die fremde Umgebung zu reagieren. Ich verweise hier auf die Untersuchungen von BOWLBY, der Trennungsreaktionen untersucht hat. Bei Fortbestehen der Trennung weisen Kinder bestimmte Merkmale unzureichenden Persönlichkeitswachstums auf, die hauptsächlich mit der Unfähigkeit, Liebe zu geben oder zu empfangen, zusammenhängen. Es handelt sich mit anderen Worten um eine Unfähigkeit, das „Ich“ in Beziehung zu anderen zu setzen. Die Folgerung erscheint unausweichlich, daß Heimkinder eine Isolationserfahrung erleiden, die zu einem isolierten Persönlichkeitstyp führt. Klinisch erscheinen solche Kinder emotional zurückgezogen und isoliert. Es gelingt ihnen nicht, libidinöse Bande zu anderen Kindern oder zu Erwachsenen zu knüpfen und infolgedessen haben sie keine Freunde, die diese Bezeichnung verdienen. Gewiß, sie sind manchmal oberflächlich vorhanden, geht man diesen Beziehungen dann nach, so zeigt sich, daß keine Gefühle investiert werden, daß keine Wurzeln vorhanden sind. Das, meine ich, ist mehr als alles andere die Ursache ihrer Gefühlskälte.

Eltern und Lehrer klagen, daß nichts, was sie sagen oder tun irgend eine Wirkung bei dem Kind zeigt. Schlägt man es, so schreit es ein bisschen, aber es reagiert nicht gefühlsmäßig darauf. Da sie unfähig zu echten Gefühlsbindungen sind, ist der Zustand einer Beziehung zu einem bestimmten Zeitpunkt ohne jede Bedeutung für sie. Sie sind unfähig zu lieben oder Schuldgefühle zu empfinden. Das unbewußte Phantasie-material ist leicht und zeigt lediglich eine Tendenz auf unmittelbare Anregung oder Erlebnisse zu reagieren, obwohl es häufig mißlungene Versuche gibt, ein Ich-Bewußtsein zu erleben oder die eigene Person zu identifizieren. Diese Symptome bezeichnet man als Verwahrlosung, wobei DÜRSEN die Verwahrlosung definiert als einen Zustand, in dem nicht „verwahrt“ wurde (gleich Deprivation).

Beim deprivierten Kind fehlt entweder eine positive Einstellung zur Mutter völlig, oder sie ist mit Groll oder Empfindlichkeit durchsetzt. Eltern bzw. Mütter sind zu Haßobjekten geworden. Wir Therapeuten kennen häufig die heftigen Racheimpulse gegen die Eltern, von denen sich Kinder verlassen fühlen. Diese Haltung ist nicht nur unvermeidbar mit dem kindlichen Verlangen nach Liebe und Geborgenheit und führt daher zu aktuellen Konflikten wie Angst und Depression, aber auch zu Dissozialität, sie beeinträchtigt auch die künftige soziale Anpassung. Weit entfernt davon, die Eltern als Vorbild zu betrachten und ihnen nachzueifern, fangen diese Kinder an, sie mit einem Teil ihres Wesens zu hassen und gehen ihnen aus dem Weg. Dies ist die Dynamik, die aggressiv-kriminellem Verhalten und vielleicht auch dem Selbstmord zugrunde liegen kann.

In anderen Fällen hat ein Kind so sehr darunter gelitten, das einmal hergestellte Beziehungen abgebrochen wurden, daß es sich nicht wieder verschenken will, um nicht erneut enttäuscht zu werden. Persönliche Empfindungen und Wünsche führen dann zu Ausweichreaktionen. Der so Deprivierte entwickelt sich zum Einzelgänger, verfolgt seine Ziele ohne Rücksicht auf andere Menschen, entwickelt Verhaltensweisen wie Promiskuität und Diebstahl, beginnt antisoziale Handlungen durchzuführen, die häufig den Beginn einer kriminellen Karriere darstellen.

Ich gehe davon aus, daß der Zustand der organischen Geburt uns eigentlich seit entstehen der Menschheit bekannt ist. Die sogenannte psychische Geburt entwickelt sich unter persönlichen Erfahrungen und Beziehungen und ist für die Existenz von grundsätzlicher Bedeutung.

Vielleicht noch ein Wort zu den späten Reaktionen: als späte Reaktion einer früh-kindlichen Trennung sieht man gelegentlich Erwachsene, deren soziale Kontakte aus einer Abfolge von Bindungen an ältere Menschen bestehen, die alle Ersatzmütter sind. Dabei ist es ihnen gleichgültig, ob eine Bindung jeweils nur an einzelne Personen oder an mehrere geknüpft wird. Wichtig ist, daß derjenige sein Leben lang irgend eine Beziehung zu irgendeiner Person unterhält, in die er die Erwartung setzt, die früher bei der Mutter nicht erfüllt worden ist. Seine ganze Lebenshaltung wird abhängig von solchen Beziehungen; wird eine davon zerstört, folgt eine Phase der Depression oder des Empfindens, daß etwas ganz Schreckliches fehlt, bis eine neue Beziehung hergestellt wird.

Ein anderes Verhaltensmuster zeigt sich in übertriebenen Ansprüchen an den Menschen, der gewählt wurde, um die Deprivation vergangener Zeiten auszugleichen. Das Problem ist immer das gleiche: übertriebenes Verlangen nach Nahrung, Geld und Privilegien. Häufig verbergen solche Menschen ihre Belastungen hinter einer übertriebenen Heiterkeit und Aktivität, sie reagieren hypomanisch. Das ist nichts weiter als der Wunsch, sich selber einzureden, daß Gott im Himmel thront, und daß in dieser Welt alles zum besten steht, nur sind sie sich ihrer Sache nicht so ganz sicher.

Wenn Sie meine Ausführungen pessimistisch gestimmt haben: ich könnte auch noch darauf hinweisen, daß wir ein Zeitalter mit intentionalen Störungen, d.h. Störungen in den Beziehungen sind. So möchte ich zum Schluß noch darauf hinweisen, daß die Kinder eine vitale Aufnahmekapazität besitzen. Eine frühe Entwicklungshemmung muß nicht unbedingt zu permanenter Untauglichkeit verdammen. In der Frühentwicklung steckt mehr Elastizität, als Psychologen und Therapeuten bisher annehmen. Es kommt nur darauf an, die richtige Umwelt zu finden, in der diese Kinder ihre anfänglichen Benachteiligungen überwinden können. Vielleicht ist es ganz nützlich, dieses zum Schluß noch einmal zu betonen.

## 2.6 Die mütterliche Berufstätigkeit und die Sozialisation des Kindes – Zu den Hintergründen einer Diskussion

Alena K. Wagnerova

Pädagogin und Publizistin

Irgendwo tief in unserem Unterbewußtsein, in dem sprichwörtlichen stillen Kämmerlein unseres Herzens, sind wir alle dem traditionellen Bild der nur im Kreise der Familie tätigen Hausfrau und Mutter immer noch stark verpflichtet. Es ist ein idealisiertes, idyllisches, im Grunde genommen biedermeierliches Bild, das wir mit uns herumtragen. Gerade deswegen ist es so wirkungsvoll und beeinflußt mit einer solchen Kraft sowohl unser Verhalten als auch unsere Handlungen. Die Mutter, die sich zu Hause um ihre Kinder kümmert: da ist die Welt in Ordnung – auch für die meisten berufstätigen Frauen. Diese Diskrepanz zwischen unserem sozusagen „fortschrittlichen“ Verstand und „konservativen“ Bewußtsein, diese Trennungslinie in uns selbst ist es, die die ganze Diskussion über die Berufstätigkeit der Frauen und Mütter so verkrampft macht und eine sachliche Diskussion so gut wie ausschließt. Gleich, was man tut, ob man als Mutter zu Hause bleibt oder weiterhin berufstätig ist, es ist immer eine Art Bekenntnis, das man damit ablegt. Die Selbstverständlichkeit fehlt. Auch deswegen, nicht nur wegen der ungünstigen äußeren Bedingungen, gibt es heute für die Frau keine freie Entscheidung zwischen Familie und Beruf. Diese Trennungslinie in uns selbst wollen wir zugleich nicht wahrhaben, obwohl gerade das Bewußtwerden dieser in uns selber wohnenden Zwänge der erste Schritt zur Entkrampfung der ganzen Situation wäre. Dieser Beitrag soll eine kleine Hilfe dazu leisten.

Die Einwände gegen die Berufstätigkeit der Frau sind so alt wie die moderne außerhäusliche Berufstätigkeit der Frauen selbst. Hat man sich allerdings bei den früheren Diskussionen vor allem um das Wesen der Frau, das in der Arbeitswelt Schaden nehmen könnte, Sorgen gemacht, so konzentriert sich die heutige Diskussion auf die Berufstätigkeit der Mütter, insbesondere der Mütter von Kleinstkindern. Es geht also vornehmlich nicht um die Frauen, sondern um die Kinder. Sollen wir nun diesen neuen Ton in der Diskussion als Fortschritt werten? Das heißt, daß es gelungen ist, mit den grundsätzlichen Einwänden gegen die Berufstätigkeit der Frau genauso grundsätzlich aufzuräumen, oder haben wir es hier im Grunde nur mit neuen Argumenten zu der alten Frage zu tun?

Nachdem die Frauen während des II. Weltkrieges überall in die männlichen Berufe eingedrungen sind – die Kriegssituation hatte es so verlangt –, wurden sie am Ende der 40er und Anfang der 50er Jahre von den heimkehrenden Männern wieder in ihre alten Positionen zurückgedrängt. Diese Entwicklung, die wir überall im Westen beobachten können, wurde in der BRD durch die restaurativen Tendenzen der 50er Jahre und durch die allgemein konservative Haltung in Punkto Frauenfrage verstärkt.

In den 50er und 60er Jahren existierte in der Bundesrepublik keine ernstzunehmende Frauenbewegung mehr, die sich die Emanzipation der Frau zur Aufgabe machte. Erst am Ende der 60er Jahre, im Zusammenhang mit der Studentenbewegung, kommt eine neue Diskussion über die Frauenfrage in Gang. In dieser neuen Diskussion wurde die Frage der Berufstätigkeit der Frauen zu einer Kernfrage. Fast gleichzeitig mit dieser neuen Diskussion über die Emanzipation der Frau fängt auch die Rezeption der Ergebnisse der Deprivationsforschung an. Ein Zufall?

Für diese Rezeption, die zuerst in den Fachkreisen einsetzt und später breite Kreise interessierter Laien erfaßt, sind vor allem folgende Merkmale bezeichnend:

Sie setzt verhältnismäßig spät ein.

Sie stützt sich auf die klassischen Arbeiten von Spitz und Bowlby, die schon zu diesem Zeitpunkt mindestens teilweise korrigiert wurden.

Sie reduziert das komplexe, die ganze Lebenssituation des Kindes umfassende Phänomen der psychischen Entbehrung/Deprivation auf die Abwesenheit der Mutter, auf die Mutterentbehrung.

Sie setzt die Situation der Heimkinder und die Situation der Kinder von berufstätigen Müttern gleich.

Gerade diese Gleichsetzung der Situation der Heimkinder und der Kinder von berufstätigen Müttern hat die Diskussion über die Deprivation am nachhaltigsten beeinflußt und prägt sie bis heute. Dabei ist dieser Vergleich mindestens aus vier Gründen unzulässig und ungenau:

Den Heimkindern der klassischen Studien von Bowlby und Spitz fehlten nicht nur die Mütter, sondern überhaupt alles, was sie zur Befriedigung ihrer psychischen Bedürfnisse gebraucht hätten. Sie lebten in einer an Anreize und Anregungen äußerst verarmten Umgebung und konnten auch keine Bindungen an Personen entwickeln.

Nicht nur die Mutter, auch der Vater hat diesen Kindern gefehlt.

Der Unterschied zwischen der Eltern–Kind–Beziehung und der Erzieher–Kind–Beziehung wurde in der Diskussion nicht ausreichend beachtet: Während Eltern und Kind eine gemeinsame Lebenssphäre haben, verbringen Erzieher und Kind nur einen Teil des Tages gemeinsam. Der Erzieher hat seine eigene Lebenssphäre, die dem Kind unzugänglich ist. Die Wirkung der Familie auf das Kind ist viel komplexer und totaler als die mögliche Wirkung eines Erziehers im Heim. Deswegen verwandelt sich auch eine nicht funktionierende Familie in eine so furchtbare Falle, in der die ganze Persönlichkeit des Kindes zerstört werden kann. Die am schwersten geschädigten Kinder kommen heute nicht aus Kinderheimen, sondern aus zerrütteten Familien.

Die Situation des Kindes einer berufstätigen Mutter, das einen Teil des Tages mit einer anderen Person verbringt, ist ganz anders als die Situation des Heimkinds und ähnelt eher der Situation der Mehrfachbemutterung, die in unserer Kultur seit eh und je praktiziert wurde. Nur Wochenkrippen kann man mit Kinderheimen vergleichen.

Die Rezeption der Ergebnisse der Deprivationsforschung hat in der BRD folgende Bewußtseinslage geschaffen: Die Berufstätigkeit der Mütter, insbesondere der Mütter von Kindern unter 3 Jahren, wird allgemein stark mißbilligt. Es gilt als nachgewiesen, daß die Berufstätigkeit der Mütter negative Auswirkungen auf die Kinder hat und psychische Schäden hervorruft. Die möglichen Schäden, die ein Kind durch die Berufstätigkeit der Mutter erleiden kann, erscheinen in dieser Interpretation als Grenze, die die Natur selbst dem Emanzipationsdrang der Frau gesetzt hat – ihr könnt euch emanzipieren aber nur auf Kosten eurer Kinder.

Was sagt zu dieser Auffassung die neue Forschung? In ihrem Buch „Die Rolle der Mutter in der Sozialisation des Kindes“ schreibt Ursula Lehr:

Während in den 50er Jahren und noch zu Beginn der 60er Jahre die Auswirkungen mütterlicher Berufstätigkeit in der internationalen Forschung und Literatur sehr eingehend behandelt wurden ... muß man aufgrund einer eingehenden Analyse der relevanten wissenschaftlichen Publikationen der letzten Jahre jedoch feststellen, daß diese Thematik offenbar nicht mehr bedeutsam erscheint. ... Dies dürfte entweder damit zu erklären sein, daß in den Studien, in denen die Berufstätigkeit mit erfaßt wurde, der Berufstätigkeit kein differenzierender Einfluß nachgewiesen werden konnte, oder aber damit,

daß in den meisten Studien die Berufstätigkeit der Mutter gar nicht als intervenierende Variable berücksichtigt wurde, da bereits die Forschungen der 50er Jahre den geringen oder gar fehlenden Einfluß mütterlicher Berufstätigkeit belegten. <sup>1)</sup>

In der Monographie „Psychische Deprivation im Kindesalter“ fassen die Autoren Josef Langmeier und Zdenek Matejcek ihre Ergebnisse folgendermaßen zusammen:

Das komplizierte Problem der Berufstätigkeit von Müttern ist also von psychologischen Gesichtspunkten noch lange nicht gelöst. Vorläufig kann man nur sagen, daß die außerhäusliche Erwerbstätigkeit der Frau an sich keine negativen Folgen für das Kind hat, daß sie aber die Wichtigkeit einiger weiterer primärer Faktoren, besonders der Persönlichkeit der Mutter und der Qualität der Ersatzpflege betont. Wenn es in diesen primären Faktoren irgendwelche Mängel gibt, die zur Deprivation des Kindes führen, dann kann sich allerdings auch der Zeitmangel der Mutter durch die Berufstätigkeit mit ungünstigen Wirkungen für das Kind anschließen. Und weil dieser Umstand in dem ganzen Komplex die nach außen hin auffallendste Tatsache darstellt, wird oft die ganze Schuld nur hier gesucht, obwohl in den meisten Fällen die Ursachen anderswo und tiefer zu suchen sind. <sup>2)</sup>

In die gleiche Richtung zielt auch das Fazit einer Monographie von Emmanuel Koliadis, die die gesamte neueste Literatur zu diesem Thema auswertet und zusammenfaßt:

Generell läßt sich sagen, daß die Erwerbstätigkeit der Mutter erst dann einen sozialisationshemmenden Faktor darstellt, wenn das emotionale Klima in der Familie gestört ist, in der das Kind aufwächst, Spannungen, konfliktgeladene pathogene Faktoren in der Familie vorherrschen und die Kinder – vor allem Kleinkinder – während der Erwerbstätigkeit der Mutter ohne adäquate Ersatzbetreuung bleiben. Bei einer günstigen Konstellation und Interaktion der inner- und außerfamiliären Gegebenheiten sind allerdings Sozialisationswirkungen mütterlicher Berufstätigkeit als positiv und sogar vorteilhaft für die Familie und somit für das Kind zu beurteilen. <sup>3)</sup>

Es besteht also kein kausaler Zusammenhang zwischen der Berufstätigkeit der Mutter und der Schädigung des Kindes. Die Berufstätigkeit der Mutter stellt nur eine unter den Variablen dar, durch deren Zusammenwirken ein günstiges oder ungünstiges Sozialisationsklima in der Familie entsteht. In diesem Zusammenhang zählt Ursula Lehr folgende Variablen auf: Die Ausbildung der Mutter, das Geschlecht des Kindes, die Geschlossenheit der Familie, Zeit, Dauer und Regelmäßigkeit der Berufstätigkeit, Wohnort, Zufriedenheit mit der Lebens- und Berufssituation, der Qualität der ergänzenden Betreuung des Kindes und die Erziehungshaltung der Mutter, das heißt die Qualität der Pflege, nicht die Quantität und bloße Anwesenheit der Mutter. Dazu müßten wir sicherlich noch die Variable Verhalten des Mannes als Vater und Partner der Mutter zählen. Alles in allem: Die Zufriedenheit der Mutter ist die beste Voraussetzung für die gelungene Sozialisation des Kindes. Die Frage, was brauchen unsere Kinder in den ersten Lebensjahren müßte eigentlich erweitert werden: Was brauchen die Eltern von Kleinkindern, damit sie gute Eltern werden können?

Über die neuen Ergebnisse der Deprivationsforschung müßten sich eigentlich alle diejenigen freuen, die am Ende der 60er Jahre im Interesse der Kinder den Feldzug gegen die Berufstätigkeit von Müttern führten. Nein, die Berufstätigkeit der Mutter bedroht nicht zwangsweise das Wohl des Kindes, es gibt kein entweder zu Hause oder ein geschädigtes Kind;

das ganze Bild ist viel differenzierter. Trotzdem, als ob diese neuen Ergebnisse nicht existierten, beherrschen – unter der tätigen Mitwirkung einiger Fachleute wie J. Pechstein, B. Hassenstein, Th. Hellbrügge oder Ch. Mewes – sowohl die öffentliche Meinung als auch die politische Diskussion immer noch die alten Schreckenmeldungen von der verheerenden Wirkung der mütterlichen Berufstätigkeit auf die Entwicklung des Kindes, die nie nachgewiesen werden konnten, wobei den berufstätigen Müttern mehr oder weniger Egoismus und Desinteresse am Kind vorgeworfen wird. Dieses Beharren auf den alten Argumenten, allen neuen Erkenntnissen zum Trotz, läßt den Verdacht aufkommen, daß es in der ganzen Diskussion über die Berufstätigkeit der Mütter von Kleinkindern eigentlich um etwas anderes als um die Kinder geht.

Bei näherer Betrachtung erweist sich die Abneigung gegen die Berufstätigkeit von Müttern auch gar nicht so lückenlos, wie es auf den ersten Blick erscheint. Eine Gruppe von berufstätigen Frauen ist von der Kritik immer verschont geblieben: Die Frauen und Mütter, die als mithelfende Familienangehörige in den Betrieben ihrer Männer arbeiten. Das alte Ehegesetz verpflichtet sie sogar dazu. Es scheint mir auch, daß diese Gruppe von Frauen am wenigsten unter dem sprichwörtlichen schlechten Gewissen der berufstätigen Frauen leidet. Genauso konnte auch die bürgerliche Frau der 20er Jahre ruhig ihre Kinder einem Dienstmädchen anvertrauen, um ihren Mann entsprechend repräsentieren zu können. Wenn sie aber als Ärztin oder Lehrerin arbeiten wollte – sofort vernachlässigte sie ihre Kinder. Und nicht zuletzt: Auch Hausfrauen leiden vielfach unter dem schlechten Gewissen, wenn sie etwas für sich selbst tun. Nicht die Berufstätigkeit als solche, sondern das Selbständig-Werden der Frau durch die Berufstätigkeit, ihr Austritt aus dem Schatten des Mannes, ist eigentlich das, womit sich die öffentliche Meinung, deren Mitträger freilich auch Frauen sind, so schwer tut. Die als mithelfende Familienangehörige arbeitende Frau wird deswegen keiner Kritik unterworfen, weil sie gegen die traditionellen Vorstellungen von der Aufgabe der Frau für den Mann, die Familie und die Kinder da zu sein, nicht verstößt. Sie stimmt mit dem traditionellen Bild der Frau und Mutter als Verzichtfigur überein, die ständig zu Opfern bereit ist, auf andere bezogen lebt, immer zur Verfügung steht und kein eigenes Lebensziel hat. Die Leistungsgesellschaft verstand es vorzüglich diese Züge des Mutter- und Frauenbildes für sich zu nutzen.

Die Verwandlung der Frauen in eine heimliche Dienstklasse war eine ökonomische Leistung ersten Ranges. Diener für niedere Arbeiten konnte sich nur eine Minderheit der vorindustriellen Gesellschaft leisten, im Zuge der Demokratisierung steht heute fast dem gesamten Bevölkerungsteil eine Ehefrau als Dienerin zur Verfügung, <sup>4)</sup>

sagt in diesem Zusammenhang J.K. Galbraith. Es ist inzwischen eine Binsenwahrheit geworden, daß ohne die unbezahlten Zulieferdienste der Frauen und Mütter die Leistungsgesellschaft überhaupt nicht funktionieren könnte. Hinzu kommt noch die Funktion der Frauen als allerlei Lückenbüsser für schulische und soziale Defizite und als Arbeitskraftreserve.

Zwischen diesem Zur-Verfügung-Stehen für die Familie und Zur-Verfügung-Stehen für die Gesellschaft besteht gewissermaßen ein Konkurrenzverhältnis; wobei die Arbeit, die die Frau in der Tat für die Gesellschaft tut, oft als Arbeit für die Familie verschleiert wird. Deswegen dieses „sowohl – als auch“, das für die ganze Diskussion über die Stellung der Frau in der modernen Gesellschaft so bezeichnend ist. Die Frau soll schon etwas freier werden (ohne dies könnten Frauen auch nicht als Arbeitskraftreserve dienen), zugleich aber auch in ihrer traditionellen Rolle etwas hängen bleiben (denn wer verrichtet dann die Zulieferdienste für die Leistungsgesellschaft). Das Argument der ersten 3 Lebensjahre eignet sich vorzüglich dazu. Damit ich richtig verstanden werde: Die Aufgabe für ein Kind zu sorgen, wird hier nicht in Frage gestellt, nur das gesellschafts-politische Umfeld, in dem diese Aufgabe realisiert wird. Von diesem Gesichtspunkt gesehen gleichen die vielen Diskussionen, in denen immer wieder versucht wird mit neuen Argumenten den bekannte pauschalen Behauptungen beizukommen, einem Schattenboxen. Denn im Grund genommen geht es bei allen diesen Diskussionen über die Berufstätigkeit von Müttern weniger um die bedrohten Kleinkinder als um die gefährdeten traditionellen Leitbilder und Rollen.

- 1) Ursula Lehr, *Die Rolle der Mutter in der Sozialisation des Kindes*, Darmstadt 1974, S. 69
- 2) J. Langmeier und Z. Matejcek, *Psychische Deprivation im Kindesalter*, München 1977, S. 119
- 3) E. Koliadis, *Mütterliche Erwerbstätigkeit und kindliche Sozialisation*, Weinheim 1975
- 4) J.K. Gailbraith, *Wirtschaft für Staat und Gesellschaft*, München und Zürich 1976, S. 41

## 2.7 Erfordernis, Bedingungen und Probleme außerfamiliärer Erziehung

Prof. Dr. Rüdiger Koch  
Fachhochschule Emden

Dr. Georg Rocholl  
Fachhochschule Emden

In unserem Beitrag wollen wir die Notwendigkeit einer außerfamiliären Tagesbetreuung von Kindern unter drei Jahren herausstellen, die institutionellen Formen, in denen sich diese Tagesbetreuung in der Regel vollzieht, kurz skizzieren sowie auf einige Probleme, die sich aus der disparitären Versorgung ergeben, hinweisen.

Das Erfordernis einer Tagesbetreuung auch kleiner Kinder ergibt sich u.E. aus anthropologischen Grundannahmen: bezogen auf die Kinder vor allem aus der entwicklungspsychologischen Notwendigkeit einer möglichst kontinuierlichen, erfahrungsreichen und gesicherten Entwicklung und Erziehung in den ersten Lebensjahren; bezogen auf die Eltern aus der gesellschaftspolitischen Zielsetzung, dem Bedürfnis der Eltern nach befriedigenden Arbeits- und Lebensvollzügen Rechnung zu tragen.

Zu den anthropologischen Voraussetzungen menschlicher Existenz gehört wesentlich die Tätigkeit im Modus der Arbeit. Insofern der Mensch als gesellschaftliches Wesen betrachtet wird, erscheint auch sein Austausch mit der Natur und seinen Mitmenschen als gesellschaftlicher Arbeits- und Produktionsprozeß, der im Verlaufe der sozio-historischen Entwicklung einerseits immer stärker arbeitsteilig organisiert, andererseits aber auch zunehmend kooperativ strukturiert wurde.

Unter Zugrundelegung dieses Verhältnisses von menschlicher Existenz sehen wir die Teilnahme am gesellschaftlichen Produktionsprozeß für jeden Menschen als wesentliche Voraussetzung seiner eigenen Vergegenständlichung, Persönlichkeitsentwicklung und Gewinnung von Lebensperspektive an.

Durch den Strukturwandel der Familie und insbesondere die Verringerung der Zahl der Personen, die in ihr zusammenkommen, entstand ein soziales Vakuum, in dem die Mütter — aber auch ihre Kinder — mehr oder minder unter Isolationsbedingungen zu leiden haben. Was unter den Bedingungen von Isolation und sozialer Abschirmung häufig zu beobachten ist — totales Aufeinander-Bezogenensein von Mutter und Kind — stellt sich in der Regel als tendenziell pathogene Entwicklungsbedingung für den Aufbau der Persönlichkeit von Mutter und Kind dar. Demzufolge ist ein wichtiges Erfordernis sozialpolitischer Maßnahmen, diese bilaterale Beziehungsstruktur wenigstens zeitweise durchbrechen zu helfen (vgl. dazu auch den Beitrag von KRÜGER-MÜLLER).

Bei älteren Kindern ist dies kein Problem, da sie durch die Schule oder auch durch vor-schulische Angebote ihren sozialen Erfahrungsbereich erweitern können und durch ihre partielle Abwesenheit von Zuhause auch der Mutter ermöglichen, ihre individuellen Bedürfnisse nach eigenen Sozialkontakten zu realisieren.

Beim Kleinkind unter 3 Jahren stellt sich das Problem in der Regel ganz anders dar: Hier gibt es diffuse öffentliche Erwartungen an die Rolle einer Mutter bzw. an die Funktion der Familie in der Frühsozialisation, die z.Z. Ausdruck in offiziellen Verlautbarungen finden:

Nach allgemeiner Auffassung wird ein Kind während seiner ersten drei Lebensjahre in seiner Entwicklung am besten gefördert, wenn ihm seine Familie eine verständnisvolle und anregende Umwelt bietet. Wie Kinder dieses Alters außerhalb einer solchen Familie mehr Anregung erfahren könnten, ist bislang unbekannt. 1)

Diese Formulierung geht implizit von der Auffassung aus, daß die Familie als Monostruktur der kindlichen Entwicklung zu gelten hat. Insgesamt wird hier recht unkritisch ein Familienbegriff zugrunde gelegt, bei dem andere familienergänzende Sozialisationsinstanzen als entbehrlich, wenn nicht sogar schädlich anzusehen sind. Diese Auffassung berücksichtigt u.E. jedoch weder die Tatsache von Problemfamilien, in denen Kinder entweder völlig vernachlässigt werden oder aber schweren körperlichen bzw. psychischen Mißhandlungen ausgesetzt sind, noch die Isolationsbedingungen der durchschnittlichen Kleinfamilie mit ihren bereits genannten negativen Entwicklungskonsequenzen für Mutter und Kind. Erst recht werden in dieser Auffassung nicht die Ergebnisse moderner entwicklungspsychologischer Forschung berücksichtigt, die bereits das kleine Kind als nicht nur lernfähig, sondern sogar im hohen Maße lernbedürftiges Wesen beschreiben.

Frühes Lernen ist jedoch ohne eine Vielzahl von Anregungen, die dem Kind gegeben werden bzw. besser noch, die es sich selbst in möglichst ungehinderter Umweltexploration verschafft, nicht möglich. Es sind allerdings nicht nur die Gegenstände der Umwelt, die für das Kind entwicklungssträchtige Bedeutung erlangen, sondern vor allem auch soziale Beziehungen, die es im Zuge der Auseinandersetzung mit der Umwelt auszugestalten lernt. Dabei vollzieht sich die geistige Entwicklung des Kindes vor allem als Folge gemeinsamer Tätigkeit von Kindern untereinander bzw. von Erwachsenen mit Kindern. Über die Nachahmung wird das Kind fähig, sich seine Umwelt handelnd zu erschließen und die vielfältigen Situationen gemeinsamen Handelns vermitteln eine wachsende Zahl von Fertigkeiten und Kenntnissen, die zunehmend zielbestimmter eingesetzt werden.

Dieser Zielsetzung trägt familienergänzende Tagesbetreuung von kleinen Kindern Rechnung, denn sie verhindert im Ansatz eine „traumatische“ Fixierung des Kindes an einen einzigen anderen Menschen – in der Regel die Mutter –, indem sie Kinder mit anderen Kindern, neben den eigenen auch mit fremden Eltern sowie u.U. mit professionellen Erziehern und weiterem Personal in kooperative und kommunikative Beziehungen bringt und insofern die für die Kinder wichtigen Diskrepanzerlebnisse schafft, die erwiesenermaßen für das frühe Lernen bedeutsam sind. Daß die mit der außerfamiliären Erziehung verbundenen Selbstständigkeitserziehung zu einer Herausbildung von Fertigkeiten, Fähigkeiten, Gewohnheiten und Verhaltensweisen führt, wie sie sowohl hinsichtlich ihrer Qualität wie hinsichtlich des Alterszeitpunktes bei der Mehrzahl der Kinder in alleiniger Familienerziehung nicht erreicht wird, zeigen eindrucksvoll der gut dokumentierte Erfahrungsbericht über die Krippenerziehung in der DDR <sup>2)</sup> sowie die neueren Forschungsergebnisse, die von der Arbeitsgruppe Kleinkindforschung um Prof. E.K. BELLER an der FU Berlin neuerdings publiziert worden sind. <sup>3)</sup> Daß andererseits die vielfach von Kritikern außerhäuslicher Tagesbetreuung vorgebrachte Befürchtung, Tagesbetreuung würde die emotionalen Beziehungen des Kindes zur Mutter beeinträchtigen, nicht begründet sind, haben BELSKY und STEINBERG nach Durchsicht aller veröffentlichten amerikanischen Forschungsergebnisse der letzten acht Jahre zum Problem frühkindlicher Tagesbetreuung eindeutig nachgewiesen. In diesen Befunden wurde vielmehr deutlich herausgestellt, daß durch familienergänzende Tagesbetreuung von kleinen Kindern die sozialen Beziehungen zu Gleichaltrigen erheblich gefördert werden. <sup>4)</sup>

Da der Förderung von Sozialbeziehungen im frühen Kindesalter eine wesentliche entwicklungsanregende Bedeutung zukommt, wäre somit gerade auch unter entwicklungspsychologischen Gesichtspunkten die familienergänzende Tagesbetreuung von Kindern unter drei Jahren als allgemeine kinderfördernde Maßnahme zu begründen.

Gemessen an dem aufgezeigten Anspruch, jedem Kind eine möglichst anregungsreiche, kontinuierliche Entwicklung zu garantieren, wollen wir nunmehr auf die Frage eingehen, wie diese Zielsetzung aufgrund der gegenwärtigen strukturellen Bedingungen betr. der Tagesbetreuung von unter dreijährigen Kindern erreicht werden kann.

Kinder im frühkindlichen Alter werden neben der dominierenden Betreuung in der Kernfamilie gegenwärtig die vielfältigen familienergänzenden Formen frühkindlicher Erziehung versorgt. Vergleicht man den frühkindlichen Sozialisationszeitraum mit den späteren Zeitabschnitten, so läßt sich hier – ähnlich wie beim Elementarbereich – eine Vielzahl familien-

ergänzender Betreuungsformen als wesentliches Strukturmerkmal festhalten. Kleinkinderziehung vollzieht sich einmal in der Familie; sie wird jedoch durch eine nicht zu unterschätzende Versorgung durch andere Verwandte, vor allem Großmütter gesichert. In der Hauptsache also im familiären Rahmen, also im Rahmen der erweiterten Familie. Darüber hinaus vollzieht sich Kleinkinderziehung bei Tagespflegeeltern, Tagesmüttern, in Eltern-Kind-Gruppen, Baby- und Kleinkindinitiativen sowie in Kindertagesstätten und Krippen. Je älter das Kind ist, um so eher besucht es eine institutionelle Betreuungsform.

Die Jugendhilfe hat, was die familienergänzende Tagesbetreuung von Kleinstkindern angeht, die hier wahrzunehmenden Aufgaben bisher eher zurückhaltend in ihren Gestaltungsauftrag aufgenommen. Dies spiegelt sich in erheblichen strukturellen Disparitäten wider, auf die noch kurz eingegangen werden soll.

#### Tagesbetreuung von Kleinstkindern unter drei Jahren

vollzieht sich neben dem erweiterten familiären Rahmen in verschiedenen Maßnahmen und Einrichtungen der Jugendhilfe; darüber hinaus jedoch in einer nicht zu unterschätzenden Zahl von Betreuungsverhältnissen, die nicht erfaßt sind, d.h. auf die seitens der Jugendhilfe auch nicht gestaltend eingewirkt werden kann.

ist subsidiär ausgerichtet; d.h. Tagesbetreuung wird seitens der Jugendhilfe nach wie vor als Nothilfemaßnahme definiert für Kinder, deren Eltern aufgrund sozialer Gründe auf eine Berufstätigkeit der Mutter zwingend angewiesen sind oder wird aufgrund einer sozialfürsorglichen Einschätzung für erzieherisch notwendig erachtet, um eine Mindestversorgung des Kindes zu sichern. Falls die jedoch prinzipiell für besser angesehene Versorgung des Kindes in der eigenen Familie nicht gewährleistet ist, werden familienähnliche Betreuungsverhältnisse im Rahmen von Tagespflege bzw. bei einer Tagesmutter der Krippe vorgezogen.

erfaßt je nach regionalen Bedingungen (Großstädte und großstadtnahe Ballungszentren vs. Landkreise und Kleinstädte) – abhängig vor allem vom Grad der Frauen-/Müttererwerbstätigkeit sowie vom jugendpolitischen Konzept der jeweiligen Landesregierung und/oder kommunalpolitisch Verantwortlichen – eine sehr unterschiedlich hohe Zahl von Kindern.

ist in ihrem professionellen Status und ihrem fachlichen Leistungsniveau eher unzureichend. Dies betrifft die Tagespflegestellen, die nur in den seltensten Fällen fachlich durch Jugendämter beraten werden. Der seit Jahren geforderte Pflegekinderdienst, der eine kontinuierliche Beratung der Pflegeeltern vorsieht, ist vielerorts nicht vorhanden. Gleichfalls ist die Situation in den Krippen unzureichend.

Insgesamt kann man für die verschiedenen Formen der Tagesbetreuung von Kleinstkindern unter drei Jahren feststellen, daß sie nicht oder nur an wenigen Orten in einem Gesamtkonzept der Familien- und Jugendpolitik beschrieben sind. Bis auf wenige Ausnahmen fehlt es der Jugendhilfe bisher an einer deutlichen Aussage, diesen Bereich zu gestalten. Dies betrifft vor allem die Krippe. Während die Reform des Elementarbereichs, also die frühkindliche und vorschulische Bildung und Erziehung der Kinder ab dem dritten Lebensjahr, seit Jahren im Zuge der Bildungsreform mit erheblichem finanziellem, personellem und innovativem Aufwand betrieben wird, fehlt entsprechendes für die Kleinstkindbetreuung. In diesem Bereich ist eher das Gegenteil festzustellen. Obwohl sich in diesem Bereich in den letzten Jahren das Angebot mit jährlichen Zuwachsraten von ca. 5% fast verdoppelt hat, gibt es keine deutlichen Zielaussagen für den Ausbau und die Fortentwicklung der verschiedenen Ansätze.

Angesichts des einleitend ausgeführten Anspruchs auf anregungs- und erfahrungsreiche Entwicklungsbedingungen, jedoch auch in Kenntnis der kurz beschriebenen strukturellen

Defizite und Disparitäten können u.E. folgende Forderungen für eine Qualifizierung und institutionelle Durchsetzung familienergänzender Tagesbetreuung erhoben werden.

#### Familienergänzende Tagesbetreuung von Kindern unter drei Jahren

- soll sich nicht länger lediglich als Nothilfe für gefährdete Kinder verstehen, sondern vielmehr als allgemeine kinderfördernde Maßnahme etabliert werden;
- soll bei Wahrung unterschiedlicher Betreuungsangebote von der Jugendhilfe gefördert, geplant und kontrolliert werden;
- soll fachlich durch qualifizierte Kräfte abgesichert werden und mindestens die Anforderungen, die für den Kindergarten gelten, erfüllen;
- soll eine anregungsreiche, vielfältige Sozialkontakte ermöglichende Erziehungssituation gewährleisten und insofern den Standards wissenschaftlicher Erkenntnisse entsprechen;
- soll eine Erziehungskontinuität mit dem Elternhaus sicherstellen;
- soll dem berechtigten Wunsch der Eltern nach Mitarbeit Rechnung tragen und auch Selbstorganisationslösungen der Eltern fördern;
- soll einen kontinuierlichen Übergang zu den weiterführenden Sozialisationsbereichen (z.B. Kindergarten) ermöglichen.

1) Deutscher Bildungsrat 1970

2) vgl. Eva Schmidt-Kolmar, Berlin (DDR) 1977

3) vgl. Brigitte Frauenknecht/Beate Irskens 1979

4) vgl. L.D. Steinberg/J.U. Belsky 1978

## 2.8 Bezüge zwischen den pädagogischen Bedingungen und der unterschiedlichen Einschätzung außerfamiliärer Sozialisationsangebote

Beate Irskens

Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge  
Fortbildungswerk für sozialpädagogische Fachkräfte, Frankfurt

### Gesellschaftliche und wissenschaftliche Einschätzung außerfamiliärer Sozialisationsangebote

Zentrales Argument gegen jede Art der Tagesbetreuung von Kindern in den ersten Lebensjahren außerhalb der Familie ist nach wie vor die Auffassung, Kinder brauchen in dieser Zeit die ausschließliche Betreuung durch ihre Mutter:

Dabei wird davon ausgegangen, daß im Interesse des Kindeswohls die Erwachsenen in der Familie – das betrifft traditionellerweise fast ausschließlich Mütter – ihre Lebenswünsche und –perspektiven ausschließlich den so bestimmten Bedürfnissen von Kindern unterzuordnen haben. Außer acht gelassen werden dabei die Auswirkungen, die die Zufriedenheit oder Unzufriedenheit der Mütter auf ihre Beziehungen zum und ihren Umgang mit dem Kind haben. Gerade Mütter, die gerne berufstätig sind, fühlen sich in ihrer ausschließlichen Bezogenheit auf das Kind oft verunsichert. Wenn man bedenkt, daß die Erziehungsqualität von Müttern und auch anderen Erziehern im wesentlichen von ihrer Selbstsicherheit und ihrem Selbstvertrauen abhängt, kann es für bestimmte Kinder und Mütter sehr wichtig sein, daß die Mütter ihren Beruf zumindest als Teilzeitarbeit ausüben können. An diesem Beispiel wird deutlich:

These: Die Frage der außerfamiliären Betreuung von Kindern bis zu drei Jahren wird in erster Linie dogmatisch entschieden, so lange die Sicherung von Kindeswohl und Erwachsenenwohl als zwei unvereinbare Zielsetzungen und nicht als notwendig zusammenhängend gesehen werden.

These: Familien entwickeln je nach Lebenssituation sowie wirtschaftlicher und beruflicher Lage unterschiedliche Bedürfnisse und Lebensformen.

Den „Typ“ der Familie gibt es nicht, sondern viele verschiedene Formen des Zusammenlebens, der Bedürfnisstruktur und damit verbunden ganz verschiedene Probleme, die Familien haben. Die Mutter, die „zurück an den Herd“ gehen soll, wird eine solche Lösung nicht als einzig mögliche oder richtige bei der Vielfalt verschiedener Probleme sehen können. Es sind unterschiedliche Maßnahmen und Angebote für verschiedene Familien notwendig, die entwickelt werden müssen. Kindern und Erwachsenen müssen Wahlmöglichkeiten eröffnet werden, auch die, diese Maßnahmen und Angebote nicht in Anspruch zu nehmen.

Die gesellschaftlichen Normen, die von der idealen und abstrakten Familie ausgehen, stellen harte Anforderungen an die Eltern, ohne die emotionale Belastung, den Aufwand an Energie, Zeit und Geld zu berücksichtigen, die die Kindererziehung erfordert.

Wird als einzige mögliche und gute Form, wie es bisher geschieht, nur die ausschließliche Betreuung des Kleinkindes durch die Mutter gesehen, so zeigt sich dieser Druck auf die Familien im sozialpolitischen Raum weiterhin als Diskriminierung jedes außerfamiliären Betreuungs- und Entlastungsangebotes. Dadurch wird auch das Wohl der Kinder und Eltern, die bereits von einem Betreuungsangebot Gebrauch machen, berührt. Eltern müssen sich immer wieder gegen das schlechte Gewissen wehren und rechtfertigen, warum sie ihre kleinen Kinder zeitweise auch von anderen Erziehungspersonen

betreuen lassen.

Die Idealisierung der Familie ist besonders dann unzutreffend, wenn man bedenkt:

These: Unsere heutige Gesellschaft ist durch starke Familienbezogenheit bei gleichzeitiger Vernachlässigung der Familienmitglieder am öffentlichen Geschehen (vgl. 2. Familienbericht) geprägt.

Die Familie ist von ihrer sozialen Umwelt abgeschlossen, ihre Kontakte nach außen sind beschränkt, die Umwelt wird für viele in ihren engen Zusammenhängen undurchschaubar, und die Wohnsituation engt zunehmend die Erfahrungsmöglichkeiten der Kinder ein. Da Hospitalismusstudien u.a. ergaben, daß das Anregungspotential der Umwelt großen Einfluß auf die Persönlichkeits- und Intelligenzentwicklung der Kinder hat, sollten hieraus auch für die anregungsarme Familienwelt Schlüsse gezogen werden.

These: Der Vorwurf der Vernachlässigung von Kindern richtet sich fast ausschließlich auf berufstätige Mütter und ist unhaltbar.

Nach gängigen Klischees vernachlässigen berufstätige Frauen oft ihren Partner und ihre Kinder und sie werden vielfach ausschließlich für die Verhaltensstörungen und Anpassungsprobleme ihrer Kinder verantwortlich gemacht (Drogenkonsum, Kriminalität). Wenn einzig und allein die Berufstätigkeit der Frau als Grund für diese Probleme angenommen wird, wird ihnen hiermit die alleinige Verantwortung für ihre Familie aufgebürdet und die Wirkung der Umweltbedingungen auf die Familien ebenso in Abrede gestellt wie der Einfluß bzw. die Bedeutung der väterlichen Erziehung.

Dabei weiß man inzwischen längst, daß die hinter diesem Vorwurf stehende Annahme, daß Kinder in den ersten drei Lebensjahren in ausschließlich mütterlicher Pflege aufwachsen müßten, in dieser Form unhaltbar ist. Sie beruht auf überholten und falschen Interpretationen wissenschaftlicher Ergebnisse und der ungenauen Wiedergabe von Erkenntnissen der Hospitalismusforschung.

Untersuchungen zum Problem der Berufstätigkeit von Müttern und zur Fremdbetreuung von Kindern haben ergeben, daß die Qualität der Beziehung, die ein Kind zu seinen Bezugspersonen und zu seiner Umwelt hat, entscheidend sind (vgl. u.a. Ursula Lehr). Kinder können mit mehr als nur einer Bezugsperson befriedigende Beziehungen unterhalten. Wichtig dabei ist u.a. eine gute, einfühlsame und anregungsreiche Beziehung des Kindes zu seinen Bezugspersonen — das können neben Eltern auch andere Erwachsene und Kinder sein — und zu seiner Umwelt.

Die angesprochenen Vorurteile und Fehlurteile führen dazu, daß außerfamiliäre Betreuungsangebote in der öffentlichen Diskussion nach wie vor als Notlösungen bewertet werden. Das findet u.a. seinen Ausdruck in der mangelnden finanziellen und ideellen Förderung von außerfamiliären Betreuungsangeboten für diese Kinder; es führt aber auch nach wie vor zu einem „Syndrom schlechten Gewissens“, das auf Eltern, Erziehern und Kindern lastet und diese verunsichert.

### Auswirkungen auf die pädagogischen Bedingungen der Tagesbetreuung

Im folgenden möchte ich mich vorrangig auf die Form der Tagesbetreuung in Kinderkrippen beziehen. Sinngemäß können diese Aussagen jedoch auf die Situation von Tagesmüttern und Elterninitiativgruppen übertragen werden.

These: Politische und gesellschaftliche Einschätzungen von außerfamiliären Sozialisationsangeboten prägen direkt die pädagogischen Bedingungen der Erziehungsarbeit und damit ihre Qualität.

Diese These ist Ausgangspunkt meiner Überlegungen. Pädagogische Bedingungen umfassen immer den materiellen und den ideellen Rahmen pädagogischer Arbeit. Sie wirken sich auf Ziele, Inhalte und Vermittlungsformen aus.

Wie sieht es mit der materiellen Ausstattung der Krippen aus?

Kindergruppen sind oft so groß, daß ein individuelles Eingehen auf das einzelne Kind schwierig ist. Für die Erzieherinnen ist es von daher ein doppelt hoher Anspruch, sowohl die Selbsttätigkeit und die Identität als auch die eigenen Aktivitäten des Kindes zu stützen. Dagegen lernen Kinder leichter als in Familien, in anderen Kindern ihrer Altersgruppe Freunde, Spielanreger und Partner zu sehen. Ihre sozialen Fähigkeiten werden angeregt und ausgebildet, ihre Kontaktfähigkeit zu Erwachsenen und Kindern gefördert. Viele Gruppen verfügen nur über einen einzigen Gruppenraum, in dem gegessen, gespielt und geschlafen wird. Das hat zur Konsequenz, daß alle Kinder wichtige Tätigkeiten zur gleichen Zeit machen müssen und auf ihre unterschiedlichen Ruhe-, Eß- und Bewegungsbedürfnisse nicht entsprechend eingegangen werden kann. Ein weiterer Gruppenraum würde die Flexibilität der Gestaltung des Tagesablaufes und die Möglichkeiten der Kinder, eigene Bedürfnisse möglichst selbständig zu erfüllen, eher ermöglichen. Über das oft unzureichende Angebot an Spielmaterialien helfen sich die Erzieher im allgemeinen mit viel Improvisations- und Organisationstalent hinweg.

Ist die Ausstattung der Krippen im allgemeinen nicht so, wie sie notwendig und wünschenswert wäre, so ist hingegen der Elternbeitrag besonders hoch. Beiträge um DM 500 für ein Kind sind keine Seltenheit und erhöhen neben den oft sehr strengen Anmeldekriterien die Schwierigkeiten von Müttern, ihre Kinder zumindest zeitweise in einer Krippe unterzubringen.

Die ersten Lebensjahre eines Kindes werden als sehr entscheidend für seine Entwicklung eingeschätzt. Deshalb wird es doppelt fragwürdig, warum das Personal in Kinderkrippen oft weniger ausgebildet ist und weniger Fortbildungs- und Beratungsmöglichkeiten hat als Betreuungspersonen in anderen etablierten pädagogischen Institutionen. Zudem klagen die Erzieherinnen, daß die Ausbildung sie nicht qualifiziert genug auf ihre Arbeit vorbereitet habe (das gilt sowohl für Kinderpflegerinnen und die vielfach noch tätigen unausgebildeten Kräfte, als auch für Erzieherinnen). Ein Grund dafür ist, daß noch von vielen Verantwortlichen die Pflege als wichtigste Aufgabe der außerfamiliären Betreuungssituationen angesehen wird.

These: Die Arbeit in diesem Bereich spiegelt vielfach eine archaische Stufe der Pädagogik wider.

Da werden Kinder einem Zeit- und Bedürfnisrhythmus angepaßt, ohne einen eigenen entwickeln oder beibehalten zu können. Das Prinzip der „Fließbandpflege“ ist leider — man bedenke die Raum- und Personalsituation — noch nicht überall außer Kraft gesetzt worden. Für die Entwicklung von Selbstsicherheit, für die Möglichkeit der Kinder, selbständig neue Erfahrungen zu sammeln und damit für die Unterstützung der Identitätsfindung von Kindern, bleibt den Erzieherinnen oft wenig Zeit, gerade weil man sie meist noch als Pflege- und nicht als Erziehungspersonal betrachtet.

These: Das „schlechte Gewissen“, das bei Müttern erzeugt wird, ist auch bei Bezugspersonen in Krippen vorhanden und beeinflusst ihr berufliches Selbstverständnis:

Eines der schwierigsten emotionalen Probleme der außerfamiliären Betreuung von Kleinstkindern ist das, was ich als „Syndrom des schlechten Gewissens“ bezeichne. Dieses „schlechte Gewissen“ haben nicht nur Mütter, die entgegen gesellschaftlicher Wünsche ihre Kinder zeitweise fremdbetreuen lassen, sondern es beeinträchtigt auch das berufliche Selbstbewußtsein der Erzieherinnen in Krippen.

Wie kommt dieses Syndrom zustande?

Die Bewertung von Kleinstkinderziehung weist eine deutliche Ambivalenz auf: Einmal werden die ersten Jahre des Kleinkindes als seine wichtigsten Jahre bezeichnet. Zum anderen erfahren aber Mütter mit Kleinstkindern wenig Unterstützung bei der Betreuung ihrer Kinder. Die Kinder werden, wenn ihre Eltern ein außerfamiliäres Betreuungsangebot in Anspruch nehmen, als „abgeschobene Kinder“ gesehen und in einer Einrichtung, in der bis vor kurzem noch die Pflege dominierte, quasie zu „Pflegefällen“, so als gelte nun nicht mehr das Recht der Kinder nach der Erfüllung ihrer unterschiedlichen Bedürfnisse, die über körperliche Pflegebedürftigkeit hinausgehen.

Die ambivalente Haltung gegenüber der Kleinstkinderziehung bekommen nicht nur Mütter und Kinder zu spüren, sondern auch die Erzieherinnen: Krippenerzieherinnen stehen auf der untersten Stufe der Hierarchie pädagogischer Berufe. Sie sind den körperlichen Bedürfnissen wie Essen und Ausscheidung am nächsten und werden von den Kindern sehr viel direkter emotional gefordert als z.B. von Fünfjährigen.

Die Erzieherinnen selbst sind nicht immer frei von den gesellschaftlichen Vorurteilen gegenüber Eltern. Wenn sie die „abgeschobenen Kinder“ bedauern und sich als Ersatzmütter für die 8–12 Kinder ihrer Gruppe verstehen, dann ist das ihre Reaktion auf den gesellschaftlichen Vorwurf an die berufstätigen „Rabenmütter“ und zudem eine komplette Selbstüberforderung.

Erzieherinnen betreuen eine Kindergruppe nur für eine begrenzte Zeit am Tag und nach wie vor ist der elterliche Einfluß auf das Kind der prägenste. Die Tagesbetreuung kann die elterliche Erziehung nicht ersetzen, sondern nur sinnvoll ergänzen. Solange aber die Tagesbetreuung nur als Antwort auf mütterliche Vernachlässigung des Kindes gesehen wird, kann das auch bei Erzieherinnen in eine Vorwurfs- oder auch manchmal Mitleidshaltung umschlagen. Viele Erzieherinnen leisten mit schlechtem Gewissen Ersatz für schlechtangesehene Mütter in einer schlecht-gemachten Einrichtung. Das geringe Niveau von Bezahlung, Ausbildung und allgemeiner Unterstützung zeigt, daß sie mit „abgeschobenen Kindern“ in einer Notbehelfseinrichtung arbeiten.

Dies alles erschwert die gleichberechtigte Mitbeteiligung von Eltern an der Erziehungssituation der Institutionen, in der ihr Kind betreut wird. Dadurch entfernen sich die Lebensräume von Familie und Betreuungsinstitution weiter voneinander, und die Kinder können die verschiedenen Erfahrungsräume nur noch schwer aufeinander beziehen. Es ist jedoch wichtig, daß die Isolation von Familie und Betreuungsinstitution soweit aufgehoben wird, daß Kindern die schwierige Integrationsaufgabe von verschiedenen Erfahrungsräumen erleichtert wird.

Eltern und Erzieherinnen haben eine wichtige gesellschaftliche Aufgabe übernommen. Sie sind dafür verantwortlich, daß die wichtigsten Jahre im Leben eines Kindes anregungsreich und unter gesunden Entwicklungsbedingungen ablaufen. Deshalb müssen Eltern und Erzieherinnen mehr als bisher gemeinsame Bedingungen und Zielsetzungen der Erziehung zum Wohl des Kindes und zum „guten Gewissen“ der Erwachsenen gestalten können und darin von der Öffentlichkeit unterstützt werden.

### Zusammenfassung

Genauso wenig wie die postulierten Naturgesetzmäßigkeiten der Mutter–Kind–Beziehung einer Überprüfung standhalten, müssen die Auswirkungen der eben beschriebenen Strukturen von Betreuungsinstitutionen zwangsläufig hingenommen werden. Die Beschreibung zeigt zwar einerseits problematische Bedingungen, aber gleichzeitig auch immer Lösungsmöglichkeiten auf. Gute Kinderinstitutionen können Kinder in ihrer individuellen und sozialen Kompetenz fördern, Eltern entlasten und Erzieherinnen zufriedenstellende Arbeitsbedingungen schaffen. Ein wichtiger Ansatzpunkt dabei ist die Anzahl, die Motivation und die Qualifikation des Personals ebenso wie zusätzliche Beratungs- und Fortbildungsangebote. Eine Verbesserung der räumlichen und materiellen

Bedingungen muß gleichzeitig dazu in Angriff genommen werden.

Diese Verbesserungen werden – gerade in Zeiten finanzieller Mittelverknappung – nur dann realisiert werden können, wenn eine neue gesellschaftliche Bewertung außerfamiliärer Ergänzungsangebote für die Erziehung von Kindern bis zu drei Jahren erfolgt und auch gesehen wird, daß hier viele Möglichkeiten zur Prävention und zur Stützung von Familien in schwierigen Situationen bestehen.

## 2.9 Plenumsdiskussion im Anschluß an das Expertenhearing

A.K. Wagnerova: Ich habe von den individuellen Bedürfnissen gesprochen. Sie sind für mich ausschlaggebend, selbst wenn diese manipuliert sind, z.B. durch die gesellschaftliche Höherbewertung der berufstätigen Frau, oder wenn die darauf beruhende Entscheidung irgendwann später als falsch eingeschätzt wird. Warum gestehen wir den Frauen diese individuelle Entscheidung nicht zu?

Wenn eine Frau damit zufrieden ist, wenn sie 8 Stunden bei Karstadt hinter'm Verkaufstisch steht und das Kind zu Hause versorgt ist, soll sie die Möglichkeit haben, das so zu machen. Es geht mir, wie ich betont habe, um die Freiräume, das Mutterbild; die Mutterrolle muß Platz lassen für Freiräume: Das kann Arbeit im Garten sein, das kann auch dadurch sein, daß eine Landfrau Zimmer für Sommergäste vermietet, das kann irgend eine ehrenamtliche Tätigkeit sein, das kann der Beruf sein.

Prof. Dr. K. Nitsch: Aber leider bietet der Arbeitsmarkt nicht die Freiräume, wie sie von Ihnen gefordert werden.

H.-A. Wulfken: Frau Wagnerova hat die Verbesserung der institutionellen Möglichkeiten der Kleinkinderziehung als den Schlüssel zur Erwerbstätigkeit von Müttern bezeichnet, um der Frau darauf aufbauend die Möglichkeit zur freien Entscheidung entsprechend ihren individuellen Bedürfnissen zu eröffnen.

Aus meiner eigenen Erfahrung in meiner Familie möchte ich aber an dieser Stelle von einer einseitigen Propagierung und Idealisierung der berufstätigen Mutter warnen, die leider oft einhergeht mit der Diskriminierung der „Nur-Hausfrau“ als dem „Dummerchen am Herd“, zuständig für Kinder, Küche usw.

Das Ziel muß in der Tat die freie Entscheidungsmöglichkeit der Frau und Mutter sein, auch prinzipiell entweder für die Betreuung der Kinder in der Familie oder für Tagesfremdbetreuung in irgend einer Form (Krippe, Tagespflege etc.). Ich habe den Eindruck, daß wir uns hier etwas vor einer sicher nicht leichten Entscheidung herumdrücken, bzw. eine Seite vernachlässigen, wenn wir hier immer die Verbesserung der außerhäuslichen Betreuung propagieren, und ich möchte, daß uns diese Veranstaltung am Ende doch in irgend einer Weise zu dieser grundsätzlichen Wertentscheidung hinführt.

Prof. Dr. R. Süßmuth: Ich dachte, daß der heutige Nachmittag ein Stück weit dazu beigetragen hat, daß diese Polarisierung, prinzipiell in der Familie oder prinzipiell außerhalb der Familie erzogen werden, zurückgedrängt ist durch die Frage: Gibt es Möglichkeiten, bestimmte Formen der Arbeitsteilung aufzulösen, um vor allem den Kindern, aber auch den Frauen bessere Entwicklungs- und Lebensbedingungen zu ermöglichen?

In diesem Zusammenhang hat Herr Rocholl gesagt, diese Eltern-Kind-Gruppen in Familienbildungsstätten hätten doch möglicherweise keine Perspektive. Hier möchte ich uns alle daran erinnern, daß wir damit schon wieder die Perspektiven für die anderen wegnehmen. Möglicherweise sind jene ein erster Schritt oder aber auch schon das Ganze einer wichtigen Perspektive für Frauen: herauskommen, Kontakte knüpfen. Daraus ergeben sich dann auch oft erweiterte Ansätze und ich finde, es steht uns einfach nicht zu, über Menschen in dieser Weise zu entscheiden.

Frau Wagnerova hat die individuellen Bedürfnisse und die Erweiterung der Entscheidungsspielräume zur Durchsetzung dieser Bedürfnisse von Erwachsenen und Kindern angesprochen. Genau daran haben wir zu arbeiten. Und ich meine, dazu gehört auch zu akzeptieren, wenn ein Mann oder eine Frau sagt: „Ich möchte einen Teil oder auch eine bestimmte Phase meines Lebens ganz zu Hause bleiben und bei meinen Kindern sein“. Es wurde vorhin gesagt: „Ich schütze mein Kind durch meine Berufstätigkeit“. Es muß ja aber nicht heißen, daß ich 12 Stunden am Tag auf meinem Kind herumerziehe, wenn ich nicht berufstätig bin. Ich glaube, daß wir aufhören müssen, ständig Hausfrauen gegen Berufstätige und umgekehrt auszuspielen. Statt dessen sollten wir den Freiraum für beide zugunsten der Kinder erweitern.

Ich möchte das auch am Beispiel der Erzieherinnen verdeutlichen: Auch die Erzieherinnen haben ein – ich möchte fast sagen – „gespaltenes Bewußtsein“. Sie sind selbst berufstätig, haben

aber große Probleme, mit berufstätigen Eltern umzugehen. Wenn diese z.B. nicht pünktlich ihr Kind abholen, wenn sie das Kind auch an ihrem freien Tag in die Einrichtung bringen, dann können die Erzieherinnen oft wenig auf die Lebenssituation dieser Eltern eingehen und ihnen bei der Bewältigung behilflich sein.

Ich möchte unterstreichen, was Frau Irskens gesagt hat. Für mich sind dabei zwei Dinge wichtig:

Unabhängig von der unmittelbaren Zahl der Erweiterung der Krippenplätze muß die Betrachtungsweise als „Nothilfe-Lösung“ fallen. Dann entfielen auch ein Stück gespaltenes Bewußtsein bei Eltern und Erziehern. Diese haben in der Tat häufig ein schlechtes Gewissen bzw. das Gefühl, schlechte Ersatzeltern zu sein. Das ist ein wichtiges Problem dieses sogenannten „geteilten Sozialisationsfeldes“, aus dem wir bisher nicht herausgekommen sind.

Wir sollen uns bewußt sein, daß wir eine neue Arbeitsteilung produzieren: die Eltern arbeiten im Beruf, und die Einrichtungen betreuen die Kinder, wobei das Problem der Elternbeteiligung überhaupt nicht gelöst ist. Es gibt einige positive Ansätze, aber hier ist noch eine Unmenge Arbeit zu leisten. Zum Beispiel, wie kann gewährleistet werden, daß Eltern etwas mehr über die Arbeit der Krippe erfahren. Viele Eltern melden ihre Kinder z.B. in der Krippe an, ohne das Bedürfnis zu artikulieren, sich wenigstens Räume anzuschauen, zu den anderen Kindern zu gehen usw. Hier ist noch eine Menge zu leisten, auch im Rahmen dieser Tagung.

H. Schindler: Es geht hier nicht um die moralische Bewertung der Entscheidung für Berufstätigkeit oder für Krippen, sondern um die wissenschaftliche Diskussion der Frage „Was brauchen unsere Kinder in den ersten drei Lebensjahren?“ Mir scheint es problematisch, da immer schon mit der Berufstätigkeit der Mütter anzufangen und nicht bei den Kindern selbst anzusetzen.

Wenn wir die Frage der Persönlichkeitsentwicklung des Kindes betrachten, finde ich das ganz schön schlimm, was Herr Dr. Richard dazu gesagt hat, oder wenn Herr Hentschel meint, es wäre eine heute noch haltbare wissenschaftliche These, daß Kinder erst ab 3 Jahren mit Gleichaltrigen was Sinnvolles anfangen können. Da geistern wissenschaftliche Theorien durch die Köpfe, die mit der realen Persönlichkeitsentwicklung der Kinder zwischen 0 und 3 Jahren, mit dem, was heute an Kenntnissen in diesem Zusammenhang vorliegt, nichts mehr zu tun haben.

Es ist eine Begriffsverwirrung und es wird überhaupt nicht klar, was nun eigentlich „Deprivation“ ist. Es gibt doch nicht umsonst riesige Untersuchungen zur sensorischen Deprivation, die hier einfach unterschlagen werden. Dann erläutern Sie, Herr Richard, überhaupt nicht, daß sich die ganze Deprivationsforschung auf Heime als Familienersatz und eben nicht auf familienergänzende Erziehung bezieht und wie das Leben für die Kinder in diesen Findelheimen z.B. aussah, auf deren Untersuchung die von Ihnen vorgetragenen Ergebnisse beruhen: Ohne Farben an den Wänden, die Bettchen mit weißen Laken überdeckt, damit die Kinder ruhig sind usw. Diese Ergebnisse direkt auf familienergänzende Erziehung z.B. in Eltern-Kind-Gruppen zu übertragen, geht zu weit und ist wissenschaftlich unredlich.

„Was brauchen unsere Kinder in den ersten drei Lebensjahren?“ heißt für mich also: Durch welche Anregungen, welche Anforderungen entwickelt sich die Persönlichkeit des Kindes (Stichwort: Erfahrungsraum – Schonraum), einschließlich der Entwicklung von Fähigkeiten und Aufbau sozialer Normen? Wenn man sich dann nicht nur Krippen mit objektiv schlechten Bedingungen (viele Kinder, wenig Raum und Betreuer usw.), sondern gute Krippen oder funktionierende Eltern-Kind-Initiativen (so wie sie leider heute in Bremen dringend gebraucht werden) anschaut, erscheinen viele Befürchtungen und Argumente völlig aus der Luft gegriffen. Was da z.B. bereits bei einjährigen Kindern an Kommunikation und zielgerichteter Kooperation abläuft, ist faszinierend.

Das ist eben keine Frage der Berufstätigkeit von Müttern, sondern solche Bedingungen brauchen alle Kinder, nicht nur die von berufstätigen Müttern; auch die Kinder von Hausfrauen brauchen das Zusammensein mit Gleichaltrigen.

Deshalb ist es wichtig, eben nicht nur beliebig zu sagen, das könnte für Kleinstkinder gut sein, sondern dann müssen uns die wissenschaftlichen Erkenntnisse auch das Material an die Hand geben, dies als klare politische Forderung zu formulieren, so daß auch Politiker sich nicht mehr rausreden können und dann auf Spitz und Kinder in Konzentrationslagern verweisen. Das ist dann wissenschaftlich eindeutig und alles weitere höchstens noch eine Frage der Finanzen und Prioritäten im Haushalt, aber nicht mehr eine Frage wissenschaftlicher Beliebigkeit, so als ob es genausogut anders gesehen werden könnte.

M. Schablow: Auch die hier im Rahmen der Bremer Tagung ausgestellten Fotos aus Berliner Krippen sowie die für morgen vorbereiteten Video-Filme, die kurze, aufschlußreiche Situationen im Umgang mit kleinen Kindern (Wickel-, Mal- oder Schwimmaktivitäten z.B.) zeigen, sind dazu gedacht, uns ein bißchen sensibler zu machen für die Frage, was unsere Kinder brauchen, was sie können, wie sich Kinder in diesem Alter entwickeln, damit wir uns nicht zu sehr von der Lebensrealität dieser Kinder entfernen und zu sehr noch dazu z.B. überholte Untersuchungen über Verwahrlosung, Deprivation und Infektionskrankheiten in Kinderheimen diskutieren.

Des weiteren wurde in den letzten Beiträgen deutlich, daß sicher ein ganz gewichtiger Komplex für die weitere Diskussion insbesondere in den Arbeitsgruppen morgen die Frage der Elternbeteiligung, die Einbeziehung der Eltern, die Integration des geteilten Sozialisationsfeldes sein wird. Die verschiedenen Formen von Elternmitarbeit und Elterninitiativen reichen von begrenzten, einmal wöchentlichen Angeboten in Spielkreisen und Miniclubs über Elternbeiräte in Krippen bis hin zu eingetragenen Eltern-Kind-Vereinigungen, die an 5 Tagen in der Woche über 4, 5, 6 oder mehr Stunden ein Angebot für Kleinstkinder organisieren. Wir sollten dieses breite Spektrum im Auge halten und uns nicht vorschnell auf einzelne Formen familienunterstützender oder familienergänzender Angebote reduzieren. Zudem wird dies auch Schwerpunkt des zweiten Tages sein.

J. Haase-Schur: Ich möchte mich Frau Wagnerova anschließen, daß die Frage nach dem Frauenbild, d.h. die Mutterideologie, die wir mit uns herumschleppen, den Kern des ganzen Problems bildet. Es handelt sich daher bei unserer Diskussion um frühkindliche Sozialisation um weitreichende gesellschaftspolitische Fragen.

Besonders deutlich wird das in den Auswirkungen für die Erzieherinnen und deren Selbstverständnis, wie es Frau Irskens in ihren Thesen auf einen Nenner gebracht hat: „Die Bezugspersonen in Krippen leisten – mit schlechtem Gewissen – Ersatz für schlechte Eltern in schlecht ausgestatteten Einrichtungen“. Mit einem Wort, eine schlechte Notlösung.

Das zeigt aber doch, daß es die vielbeschworene Wahlfreiheit für Mütter in unserer Gesellschaft in Wirklichkeit nicht gibt; das ist eine Beschönigung oder im Klartext: eine Lüge. In der Realität müssen sich berufstätige Mütter entweder gegen die vielen Widerstände und moralischen Vorstellungen durchsetzen und die Doppelbelastung Familie und Beruf auf sich nehmen. Dafür werden sie von den Vätern auch noch angegriffen statt entlastet. Oder sie verzichten zugunsten des einen ganz auf das andere. Es kann mir auch keiner weismachen, daß es sich bei dem Anstieg der Müttererwerbstätigkeit um 20% von 40 auf 60% in den berühmten zwanzig Jahren ausschließlich um Frauen handelt, die aus purem Existenzzwang arbeiten müssen. Das ist für einige sicher der Fall, aber selbst bei ungelernten Industriearbeiterinnen zeigen Untersuchungen, daß viele nicht nur arbeiten, weil sie zum Familienunterhalt beitragen müssen, sondern weil sie Kontakterweiterung und finanzielle Unabhängigkeit von ihrem Ehemann wollen.

Prof. Dr. H. Krüger-Müller: Es scheint mir wichtig, daß wir uns wirklich klarmachen, daß die jetzige Situation, daß nämlich die Mutter sich als full-time-job mit dem Kind beschäftigt, historisch ein absolutes Novum ist. Ich fand an dem Beitrag von Frau Wagnerova sehr wichtig,

daß die Mütter früher immer in Arbeitsbeziehungen integriert waren, obwohl diese gleichzeitig extrem belastend waren.

Eigentlich erst seit 15 Jahren, d.h. nach den beiden Weltkriegen und der Nachkriegszeit, in der Mütter wichtige soziale Funktionen auszuüben hatten, haben wir diese neue Situation, daß sich Mütter ausschließlich mit ihren in der Regel ein bis zwei Kindern beschäftigen. Damit stehen wir heute – auch psychoanalytisch gesehen – vor dem Problem, daß die Beziehungen zwischen Mutter und Kind zu eng werden, woraus sich gravierende Probleme ergeben. Unter diesem Gesichtspunkt ist auch zu fragen, wie man Mütter dazu bringen kann, sich nicht ausschließlich über das Kind zu definieren. Denn die Sozialbeziehungen von Mutter und Kind, die Arbeitsbedingungen und der Lebensraum, in dem sie sich bewegen, sind derartig reduziert, daß sie tatsächlich genügend Anregungen nicht bieten. Dieser Lebensraum reduziert die Fähigkeiten der Mutter, die in ihren sozialen Kompetenzen beschnitten wird und gibt gleichzeitig dem Kind relativ wenig Entfaltungsmöglichkeiten. Das ist das völlig Neue an der Situation.

Daraus ergibt sich aber auch, daß wir Wissenschaftler im Rahmen der Sozialisationstheorien über die tatsächlichen Sozialisationsleistungen der „normalen“ Kleinfamilie heute eigentlich recht wenig wissen. Diese Theorien sind Annahmen, die zu einer anderen Zeit familialer Existenz entwickelt wurden und fortgeschrieben werden. Das heißt, es gibt für mich eine enorme Diskrepanz zwischen dem, was man heute beobachten kann, was sich an Veränderungen in der familialen Realität vollzogen hat und dem, was theoretisch an allen Ecken immer noch transportiert wird. Es werden die gängigen Theorien weiter differenziert, aber die neue Realität wird nicht wahrgenommen und zur Grundlage neuer Sozialisationstheorien gemacht. Ich denke, wir hätten bei der Theoriebildung sehr genau zu analysieren, wie denn der veränderte Alltag von Kindern und in der Familie heute aussieht und welche Sozialisationsprozesse zu Hause heute ablaufen. Nur so können wir endlich erkennen, wo die Theorien, mit denen wir argumentieren, längst nicht mehr stimmig sind.

Prof. Dr. R. Süßmuth: Worum es sich hier handelt, ist meiner Meinung nach die Frage der Durchsetzbarkeit neuer Erkenntnisse und Theorieansätze.

Bestimmte Theorien sind so hartnäckig, z.B. die Deprivationsforschung von Spitz sitzt tiefer in den Köpfen als alles, was danach an Theorien durchaus entwickelt worden ist. Dieses Problem aber können die Forscher und Wissenschaftler nicht allein lösen.

K. Bader: Ich halte drei Punkte für wichtig:

Die Hausfrauen- und Mutterideologie des „Heimchens am Herd“ zu entkräften; dies ist zum großen Teil hier geleistet worden.

Es gibt in der Tat relativ wenig an gesicherten Erkenntnissen über die Entwicklungsbedingungen und -möglichkeiten von Kleinstkindern heute.

Das ist der wesentlichste Punkt: Das Aufzeigen von Handlungsmöglichkeiten. Und da wird es politisch. Denn die Frage: „Was brauchen unsere Kinder in den ersten drei Lebensjahren?“ ist ganz klar eine grundsätzlich politische Frage, die politisch entschieden werden muß.

Dr. Ruppelt: Hinsichtlich der Durchsetzbarkeit neuer Ansätze möchte ich aufgrund meiner Erfahrungen betonen, daß Sinn und Notwendigkeit der Familienerweiterung noch nicht einmal für den Bereich der Eltern-Kind-Gruppen in Familienbildungsstätten allgemein akzeptiert wird. Vielmehr kommen auch in diesem Bereich alle negativen Argumente, die auch hier auf der Tagung vertreten wurden. Teilweise werden sie sogar noch massiver, vor allem durch Kinderärzte, vorgetragen. Die konkreten Umweltbedingungen und vor allem das Bedürfnis nach befriedigenden Sozialkontakten von Eltern und Kindern werden sehr wenig ernstgenommen.

Nun noch zum theoretischen Niveau der Diskussion. Ich habe den Eindruck, die Bedürfnisse von Frauen lassen sich hier schon artikulieren, auch als eine Auseinandersetzung mit den Männern, die läuft. Was aber brauchen nun Kinder? Da habe ich wieder nur wenig und sehr

Allgemeines gehört, wie z.B., daß man da in den ersten drei Lebensjahren differenzieren muß usw., aber wie unterscheiden wir denn? Daß wir so wenig dazu wissen, liegt vielleicht auch daran, daß wir ein geringes Forschungsinstrumentarium haben.

Dr. Noltenius: Ich möchte nochmal die Frage der Wahlmöglichkeit der Frau aufgreifen. Dies ist eine eminent politische Frage, die von keiner politischen Partei wirklich angepackt und ernst genommen wird. Das ist meines Erachtens in heutiger Zeit unbedingt erforderlich, daß wir dahin streben, daß das sogenannte Erziehungsgeld für eine Frau nicht nur etwas Materielles ist, sondern etwas sehr Wichtiges für ihre Freiheit.

Wenn die Mutter, die ihre Kinder zu Hause großzieht, in ihrer finanziellen Stellung nicht beeinträchtigt ist gegenüber einer berufstätigen Frau, erst dann ist tatsächlich eine Wahlfreiheit vorhanden, ob ich mich dem Beruf des Aufziehens meiner Kinder widmen will oder ob ich in meinem erlernten Beruf bleiben möchte. Diese Wahlfreiheit ist heute erst in jämmerlichen Ansätzen vorhanden und betrifft nur jene Frauen, die eine wenig qualifizierte Arbeit verrichten und wenig Geld verdienen. Diese Frauen erfahren wirklich eine Verbesserung der Situation. Aber alles, was studiert hat, alles was einen Beruf hat, der sowohl ausfüllend wie finanziell erträglich ist, all diese Frauen werden sich unter den gegebenen Umständen immer dafür entscheiden, möglichst schnell wieder in den Beruf zurückzukehren. Und das ganze hat die verheerende Konsequenz, daß wir auf eine Generation von Einzelkindern zugehen. Denn wenn man die Mütter und Familien mit Kindern nicht besser stellt, wird man nicht mehr Kinder bekommen.

Es darf zwar eigentlich nicht laut ausgesprochen werden, daß Kinder und Geld etwas miteinander zu tun haben. Aber Tatsache ist, daß Kinder verdammt teuer (geworden) sind. Früher waren Kinder eine Einnahmequelle, arbeiteten mit und versorgten die Eltern im Alter. Das alles entfällt heute. Kinder sind aufgrund der Rentenversicherung nicht mehr notwendig zur Alterssicherung. Im Gegenteil: Diejenigen Mütter, die wegen der Kinder nicht erwerbstätig sind, bekommen in dieser Zeit nicht nur kein Gehalt, sondern auch keine oder nur geringe Rentenansprüche.

Es gibt allerdings konkrete Vorschläge, weil man das bessern könnte, z.B. vom rheinland-pfälzischen Finanzminister Gaddum, der ein „Familien-splitting“ bei der Steuer einführen will. Schließlich ist heutzutage absolut nicht einzusehen, welches Interesse der Staat daran hat, daß bereits der Schritt zum Standesamt mit Steuerermäßigungen belohnt wird. Von Familie im eigentlichen Sinn kann meines Erachtens nämlich erst gesprochen werden, wenn mindestens 1 Kind da ist, ja eigentlich erst bei 2 Kindern, denn daß Einzelkinder Problemkinder sind, weiß jeder, der mit Kindern zu tun hat. Dann erst sollten also Steuerermäßigungen gewährt werden. Wir müssen uns, so meine ich, von Staats wegen ganz entschieden dafür einsetzen, daß die Familien wieder mehrere Kinder haben.

Ein Vater: Ich würde es für einen gangbaren Weg halten, die Krippen und andere Formen der Tagesbetreuung besser zu stellen und damit das Problem von der anderen Seite anzugehen, anstatt nur die Mütter besserstellen zu wollen, was für mich nicht der einzig denkbare Weg ist. Mein Sohn ist auch ein Einzelkind, aber seit seinem 1 1/2sten Lebensjahr in einer Eltern-Kind-Gruppe groß geworden. Er ist jetzt 11 Jahre alt und bestimmt kein Problemkind, das wird nieman sagen können.

Dr. Noltenius: Die Frage heißt doch: Was brauchen unsere Kinder in den ersten drei Lebensjahren? Ich würde sagen, ganz überwiegend zunächst, d.h. in den ersten ein bis zwei Lebensjahren, todsicher die Mutter!

Die Kinderarbeit im vorigen Jahrhundert in der Industrie, die war eine Schande des 19. Jahrhunderts; die Erwerbstätigkeit, aus Not, der Mütter von kleinen Kindern in unserem Jahrhundert ist die Schande unserer Zeit in unserem eigenen Land.

Ein kleines Kind zwischen 8 und 18 Monaten fühlt sich nur an einem Ort sicher, nämlich da, wo es seine Mutter erleben und erreichen kann. Alles andere erzeugt Ängste und böse Träume. Die Angst des Kindes ist etwas, was naturgegeben ist und durch die Erziehung der Mutter abgebaut werden muß und dann später zum Teil delegiert werden kann von der Mutter. Die zentrale

Stellung jedoch muß die Mutter haben.

W. Henschel: Ich bin auch für eine äußerst breit angelegte und sehr gewichtige gesellschafts-politische Entscheidung, die hier ansteht mit der Frage, zu deren Beantwortung wir durch die Fachtagung beitragen wollen. Ich möchte aber daran erinnern, daß wir noch immer sehr wenig darüber wissen, was diese Kinder zwischen 0 und 3 Jahren brauchen, wie auch Frau Krüger-Müller vorhin wieder betont hat. Auch ich habe vorhin, wie Ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen sein wird, in Form einer Frage die Altersbegrenzung und Gruppenfähigkeit angesprochen, weil in der Literatur darauf häufig bezug genommen wird.

Wir sollten, so meine ich, doch versuchen, uns hier möglichst unvoreingenommen zu begegnen. Und ich halte es eben nicht nur für eine politische Entscheidung, die mit mehr oder weniger Druck irgendwo durchgesetzt werden kann.

Im übrigen glaube ich, anknüpfend an Herrn Rocholl, daß es sicher eine Überforderung der Jugendhilfe ist, diese gesellschaftspolitischen Fragen, die hier in breitem Umfang angesprochen sind, lösen zu können. Die Frage der Berufstätigkeit von Frauen z.B. ist nicht im Bereich der Jugendhilfe anzugehen, sondern im größeren Zusammenhang der Arbeits- und Lebensbedingungen überhaupt. Es wird sich auch in der Frage der Begegnung und Arbeitsteilung der Partner in einer Ehe nichts dadurch ändern, daß die Frau nunmehr berufstätig werden kann, wenn das Kind noch 1 oder 2 Jahre alt ist. Hier sind in besonderer Weise die Männer angesprochen und ich weiß aus eigener Erfahrung, was es für einen Mann heißt, Kinder zu versorgen, denn ich habe das mehrere Jahre gemacht.

Was schließlich die Krippen angeht: Die Frage ist nicht, von heute auf morgen irgendwo Krippen aus der Erde zu stampfen. Das wird so nicht sein. Wir müssen uns vielmehr fragen, welche Lösungen es daneben auch noch gibt, wenn von Wahlfreiheit überhaupt die Rede sein soll. Denn es gibt nicht nur die eine (Familie) oder diese andere (Krippe) Lösung, sondern werden wir mancherlei Lösungen auch erproben müssen und nebeneinander stellen müssen. Es wird darauf ankommen, morgen (Dienstag) daher die verschiedenen Ansätze aus der Praxis und von der Praxis her zu diskutieren.

Ich sage hier ganz offen: Ich habe Besorgnis in bezug auf die Krippenerziehung, nicht nur wegen der schlechten finanziellen Voraussetzungen, sondern unter dem Aspekt der Professionalisierung, die damit einhergeht. Ich befürchte, daß diese Verbindung Krippe - Berufstätigkeit für viele Eltern endgültig zu der Entscheidung führt, einer Berufstätigkeit nachzugehen, ohne auf die Erziehung und Betreuung ihrer Kinder großen Einfluß zu nehmen. Angesichts des völlig ungelösten Problems der Elternbeteiligung wissen wir alle nicht, was mit diesen Kindern sein wird, wenn sie einmal 15 oder 20 Jahre alt sind.

Dr. Richard: Mir ist aufgefallen, daß hier immer Doppelaussagen gemacht wurden. Als erstes kommt immer eine Ich-Aussage: Ich habe Kinder, ich bin Vater/Mutter, meine Kinder sind so oder so nicht usw.; das heißt, es ist immer eine persönliche, emotionale Beteiligung vorhanden und es fällt außerordentlich schwer, sich sachbezogen und grundsätzlich mit dem Thema zu beschäftigen.

Zu dem Vorwurf der Überholtheit meiner Ausführungen: Ich habe absichtlich Spitz zitiert, ich könnte auch moderne Versionen von Spitz so zeichnen. Es gibt heute nicht nur das weiße Bettchen, man hat heute blaue Betten. Ich möchte Verwahrlosung nicht mehr verstanden wissen als etwas, was nur durch Heime passiert, sondern auch was grundsätzliche durch Familien als etwas, was nur durch Heime passiert, sondern auch was grundsätzliche durch Familien passieren kann. Und es gibt auch in den sogenannten guten Stadtteilen von Bremen die „Wohlstandsverwahrlosung“, die für meine Begriffe genauso schlimm ist wie die von Spitz beschriebene Verwahrlosung.

Ich bin Frau Noltenius dankbar, daß sie bereits auf einen Irrtum hingewiesen hat: Wir sprechen von einer Symbiose zwischen Mutter und Kind, aber dieser Ausdruck ist falsch. Symbiose kann nur etwas sein, was innerhalb einer Partnerschaft vor sich geht. Partnerschaft zwischen Mutter und Kind aber besteht in den ersten Lebensjahren nicht, ganz egal was für einen Begriff von Mütterlichkeit Sie zugrunde legen. Vielmehr ist das Kind zunächst völlig abhängig von der Mutter.

Ich habe in meiner Klinik tagtäglich mit Deprivierten zu tun, ob durch Wohlstand oder durch Heime, das ist völlig egal. Ich habe meine Zweifel, ob ein 1 1/2jähriges Kind ein anderes Kind

in der Krabbelgruppe braucht und ob das reicht.

Für meine Begriffe kann eine Alternative nur sein, eine echte Alternative für Mutter und Kind, und nicht, wie das hier dauernd diskutiert wird, für Mutter oder Kind.

A. Wagnerova: Die Bedürfnisse der Mutter und des Kleinkindes sind aufeinander bezogen, jedoch nicht identisch. Das kam jetzt ein bißchen zu kurz.

Ein letzter Satz: Die Wahlfreiheit, glaube ich, können wir nur dann für alle – und nicht nur für Privilegierte, wie das heute der Fall ist – erreichen, wenn wir darauf hinarbeiten, daß es in Zukunft für Frauen wie Männer möglich sein wird, ihren Beruf mit ihren familialen Pflichten zu verbinden; das würde auch die Freiheit beinhalten, sich wirklich zu entscheiden, u.U. für die Familie – sei es für eine bestimmte Zeit oder für immer ausschließliche – sorgen zu wollen. Das können wir nur erreichen, wenn wir eben auf die Verbindung von Familie und Beruf hinarbeiten.

M. Schablow: Wir müssen leider aus zeitlichen Gründen irgendwo willkürlich einen Punkt setzen. Wir haben aber die Möglichkeit, dieses Gespräch morgen – insbesondere im Rahmen der Podiumsdiskussion – fortzusetzen.